

Saarbrücker

HEFTE

Ballast oder Bereicherung – Supermarkt der Bildungsgüter, hehre Tempel der Geistigkeit – Wer bildet mehr? – Unglaublich gebildet, ungeheuer verbildet, ungebildet lebensstüchtig – Einbildung ist auch eine – Ist Ausbildung keine – **BILDUNG?**

Kulturstandort

Völklingen: Laß meine Hütte mir stehn! (Prometheus) –
Güdingen: Friede den Hüten!
(Rennbahnbesucher) – Ver-
marktung: Gulasch für
Geiger (Musikfestival)

Musik:

*Neue Musik in Forbach –
Verpflanzung eines Kultur-
projekts – Rhizom in
Lothringen*

Film:

**Straub/Huillet-Retrospektive
beim Saar-Lor-Lux-Film-
und Video-Festival**

Debatte:

*Zolnhofers „Zerschossene
Straße“ – Braune Kunst?*



**Verkehrt im Südwesten:
Die Saarbahn – ein Western**

Kunst:

Linolschnitte von Ulrich Kerker

Literatur:

Lyrik von Günter Navky

Rezensionen:

*Saarländische Literatur und
Literarisches über das Saarland
Joseph Roths Briefe
Urexweilers Stellmacher
Harig lesen
Kriminales aus Sulzbach
Das blinde Kind
Neues vom Saar-Staat
Kunst im öffentlichen Raum*

Heft 78, Herbst 1997

Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 78, Herbst 1997

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

Geschäftsführende Redaktion (verantwortlich):

Herbert Temmes, Herbert Wender

Redaktion:

Dirk Bubel, Bernhard Dahm, Bernd Grass, Hans Günter Grewer, Hans Horch, Achim Huber, Uwe Loebens, Armgard Müller-Adams, Elisa Müller-Adams, Johannes Petrenz, Jan Schluckebier, Dietmar Schmitz, Herbert Temmes, Herbert Wender, Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon: 06 81/58 53 06, Fax: 06 81/58 54 18

Verlag:

Gollenstein Verlag GmbH, Auf Scharlen 3-5, 66440 Blieskastel, Telefon: 0 68 42/5 09-1 73, Fax: 5 09-1 90

Herstellung:

Bliesdruckerei P. Jung GmbH, Blieskastel

Layout:

Jan Schluckebier, Herbert Temmes, Herbert Wender

Verkaufspreis:

14,50 DM (Doppelheft 18.- DM)

Jahres-Abo:

22.- DM (2 Hefte zzgl. Porto)

Abo-Bestellungen mit beiliegender Karte an den Verlag Gollenstein GmbH, Blieskastel

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Margot Behr, Michael Braun, Jan Freigang, Stefan Fricke, Bernd Grass, Hans Horch, Sigrid Konrad, Wilfried Loth, Armgard Müller-Adams, Elisa Müller-Adams, Karl August Schleiden, Jan Schluckebier, Dietmar Schmitz, Gerhard Schneider, Ralph Schock, Hamid Shokat, Herbert Temmes, Andreas Wagner, Herbert Wender, Reinhard Wilhelm

Fotos:

Hannah Wilhelm, Uwe Bellhäuser / Fine Art Press

Radierungen:

Uwe Loebens

Titelbild:

Uwe Loebens, *Kopf*

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir: der Landeshauptstadt Saarbrücken und dem Sparkassen- und Giroverband.

Saarbrücker

HEFTE

Inhaltsverzeichnis

Editorial	3	Film	
Bildung		<i>Andreas Wagner</i>	
<i>Herbert Wender</i>		Die Klarheit der Mittel	
Bildung – was sonst?	4	Danièle Huillet/Jean-Marie Straub beim Saar-Lor-Lux Film- und Videofestival	59
<i>Gerhard Schneider</i>		Galerie	
Unterricht als Irritation oder: Was ist allgemeine Bildung heute?	10	<i>Ulrich Kerker</i>	
<i>Bernd Grass</i>		Aus: „Sechs Linolschnitte“, 1997	64
Berufsausbildung für die Zukunft	16	Literatur	
<i>Herbert Temmes</i>		<i>Günter Navky</i>	
Evaluation der Evaluationen	20	„In einem Café fällt die Zeit ins Haar“	69
<i>Jan Freigang</i>		Debatte	
Juristenbildung	26	<i>Gaetano Groß</i>	
<i>Armgard Müller-Adams</i>		Die verlorene Ehre des Malers Fritz Zolnhofer	73
Zwei Welten	28	Rezensionen	
<i>Herbert Wender</i>		<i>Margot Behr</i>	
Scharfe Rundungen in deutscher Rechtschreibung	30	Joseph Roths „Briefe aus Deutschland“	76
Bildung – eine Phänomenologie	36	<i>Dietmar Schmitz</i>	
Kulturstandort Saarland		Der Stellmacher von Urexweiler	78
<i>Jan Schluckebier</i>		<i>Michael Braun</i>	
Der entfesselte Prometheus	42	Die Furie des Verschwindens	79
<i>Elisa Müller-Adams</i>		<i>Ralph Schock</i>	
Ascot in Saarbrücken	46	Früher waren es Pinsel und Bürsten	81
<i>Stefan Fricke</i>		<i>Herbert Wender</i>	
„köszönom szépen“	48	Reisenotizen von Wilhelm Heinse	82
<i>Hans Horch</i>		<i>Hamid Shokat</i>	
Ein konstruktiver Vorschlag	49	Mohammed Ghodstinat: „Das blinde Kind“	83
Verkehr		<i>Wilfried Loth</i>	
<i>Hannah Wilhelm</i>		Neues vom Saar-Staat	85
Der Western zur Saarbahn	51	<i>Karl August Schleiden</i>	
Musik		Kunst im öffentlichen Raum	87
<i>Sigrid Konrad</i>		Autorinnen und Autoren	89
Zur Phylogenese in der Musik			
Forbachs Rendez-vous musique nouvelle	55		

„Dieses Heft kommt später als angekündigt. Auch mit dem neuen Layout hat es (noch) nicht geklappt. Dafür haben wir die kommende Herbst-/Frühjahrsausgabe mit dem Arbeitstitel ... schon in Angriff genommen. Und wir hatten an dem vorliegenden ...-Schwerpunkt ordentlich zu knabbern.“ (Vgl. Heft 77, Frühjahr 1997.) Ein Formblatt für Editorials wäre nun wirklich das Letzte — und würde doch ziemlich gut das Problem dokumentieren, dieses Medienprojekt mit einigem Anspruch unter Bedingungen ehrenamtlicher Redaktions- und Layoutarbeit so fortzuführen, wie es die Abonnenten und Gelegenheitskäufer der *Hefte* erwarten dürfen. Zuspruch wie Kritik der Leser könnten helfen, wenn in den nächsten Redaktionssitzungen über die Zukunft diskutiert wird. Zumal einem Ondit zufolge der Zuschuß der Landeshauptstadt zu dieser Art Kulturarbeit demnächst wieder einmal zur Debatte steht...

Beim Schwerpunkt-Thema dieses Heftes waren wir bemüht, jenseits der tagespolitischen Diskussionen — um Hochschulfinanzierung und Studiengebühren, um Universitätsstruktur und Forschungsschwerpunkte im Saarland, um Berufsschultage und Sekundarschulen, um Lehrerstellen und Lehrstellen — Grundsätzlicheres anzusprechen. Daß sich mit dem Thema 'Bildung' das sprichwörtliche weite Feld öffnete, war beabsichtigt und spiegelt sich in der Streubreite der Beiträge. Gemeinsam ist ihnen, das zeigt die Zusammenstellung, das Aufarbeiten je individueller Erfahrung: in der Darstellung des Arbeitsalltags einer Studentin, in der Klage eines angehenden Juristen, in der Diagnose eines Pädagogen, in der Vision eines Beobachters von Entwicklungen des Arbeitsmarktes, in der Orthographiebetrachtung eines professionellen Lesers. Ergänzt werden die Artikel durch eine ebenso exzeptionelle wie symptomatische Antwort auf die in der Redaktion kursierende Frage: „Bin ich gebildet?“ und durch die Zusammenfassung einer Umfrage zum Thema, bei der es auf Repräsentativität nicht ankam.

Erst im Allgemeinen Teil beginnt in diesem Heft die Auseinandersetzung mit regionalen Themen. Begleiterscheinungen des Saarbahn-Projekts dokumentiert eine Fotoserie. Auf der Suche nach dem Mondänen im Saarland waren wir in Güdingen. Dem dräuenden Mythos entgegen richtet sich der Blick nach Völklingen. Einem aktuellen Regionaltrend folgend lassen wir unseren Standort- und Tourismus-Experten zu Wort kommen.

Der Blick über die Grenzen reicht diesmal nur bis Forbach; das geplante „Fenster nach Prag“ wurde vertagt ... In der Nahsicht haben wir indessen viel Originale zu bieten: *Köpfe* von Uwe Loebens, Linolschnitte von Ulrich Kerker, Gedichte von Günter Navky. Ein Rückblick auf die Saarbrücker Straub-/Huillet-Retrospektive und eine Fülle von Rezensionen vervollständigen die Palette des Kulturteils.

Herbert Wender

Bildung – was sonst?

Von Herbert Wender

Bildung – ein heikles Thema, ein irritierender Begriff. Selbst Akademiker zögern, wenn sie gefragt werden, ob sie sich für gebildet halten. Dieses Zögern kann ganz verschiedene Gründe haben, und die Schwierigkeiten, mit dem Begriff unbefangen umzugehen, deuten auf die Vielschichtigkeit der assoziierten Vorstellungen. Manche werden mit Unbehagen an den literarischen Typus des Bildungsphilisters denken – ein beschränkter Charakter trotz umfassender Kenntnisse; oder man fühlt sich seit je abgestoßen vom elitären Wortrausch geistreicher Philosophen, die auf alles und jedes eine Antwort mit Bezug auf mehrere tausend Jahre Geistesgeschichte finden und mit denen man nicht unter einen Begriff fallen möchte. Manche werden vielleicht daran denken, daß sie in Tages- und Wochenzeitungen (oder eben in Halbjahres-*Heften*) die eine oder andere Rubrik stets überblättern, die einen den Wirtschaftsteil, andere Musikbesprechungen, wieder andere alles, was mit Technik zu tun hat.

Gemeinsam scheint diesen Assoziationen zunächst einmal zu sein, daß mit dem Begriff ein gewisser Anspruch auf Universalität verbunden wird, so daß *Bildung* schlechthin in der Regel als *Allgemeinbildung* verstanden wird. Noch in der Polemik gegen die bloßen *Fachidioten* wirkt die Vorstellung von der luxurierenden Fülle zweckentbundener Bildung als Anspruch fort: Abgewehrt wird jene Einschränkung auf das Notwendige und Naheliegende, die als spezifische Beschränktheit gerade auch bei akademisch Ausgebildeten empfunden wird. So betrachtet ist die Rede von Spezial- oder Fachbildung, wenn nicht Nonsens, dann der Versuch, angesichts des immer unübersichtlicheren, explosionsartig gewachsenen Weltwissens einen allgemein empfundenen Mangel an Überblick schönzureden.

Es hat den Anschein, als sei mit der Erfindung des Totalitarismusbegriffs der Weg geebnet worden, um jede Forderung nach Totalität, und eben auch die als Orientierungspunkt individueller und kollektiver Bildung einst vorausgesetzte, unter Ideologieverdacht zu setzen und als totalitären Anspruch in Verurteilung zu bringen. Als ob einer rhetorisch fragen würde: Wollt ihr die totale Bildung? – und alle antworten: Natürlich nicht, das wäre ja unmenschlich. Wie

der Kommunitarismus zum Kommunismus verhält sich zum Bildungsziel des ‘ganzen Menschen’ das Alternativschulkonzept der ‘Bildung von Kopf, Herz und Hand’. Wer dagegen an der Summierung von Biologiestunden und Bodenturnen, von Batikkurs und Dritte Welt-Basar die falsche Allgemeinheit kritisiert, argumentiert ideologisch – und das soll er nicht.

Noch die vielbeschworene ‘Vernetzung’ disparater Wissensfragmente und heterogener Fertigkeiten verfehlt jene Einheit im Lebensvollzug, die den klassisch gebildeten Menschen auszeichnen sollte, diesen geistigen Pfadfinder, allzeit bereit zum *Gnothi sauton* und zum Wahren und Guten und Schönen und zur Wahrnehmung der Unterschiede zwischen diesen und jenem (dem Selbst). Die scheinbar konkurrenzlose Atomisierung der Gesellschaft und die Pluralisierung konkurrierender Lebenswelten läßt den emphatischen Gebrauch des Bildungsbegriffs endgültig als nostalgische Phrase erscheinen, nachdem zuvor schon im sozialistischen Konkurrenzsystem das Reden von der ‘allseitig entwickelten Persönlichkeit’ – das Bürger-Ideal ‘Bildung’ terminologisch ersetzend – durch eine allseitige Bürokratisierung hohl geworden war. Warum also noch von Bildung reden und nicht von Ausbildung und Erziehung?

Scheiß-Bildung

Pardon, waren nicht wir es, die einst dachten, murmelten oder schrien: „Scheiß-Bildung“, wenn uns die Altvorderen solchen Schmus erzählten? Nicht wir, die den aufgezwungenen Müll abzuschütteln im Begriff waren, sondern sie, die als Bildungselite zum Establishment zählten, hatten über die finsterste Barbarei der jüngeren wie über alle weiteren Barbareien der älteren deutschen Geschichte Rechenschaft abzulegen, und noch die jüngsten Verbrechen ihrer neuen Freunde, ob in Vietnam oder sonstwo in der Dritten Welt, blamierten den edlen Begriff *Bildung*, wenn er von diesen Leuten benutzt wurde. Man erinnert sich an das böse Wort von den Sekundärtugenden, die für deutsche Konzentrationslager nicht weniger konstitutiv waren als für deutsche Wertarbeit; es gab damals für beide Seiten Gründe genug, erboht zu sein.

Wenn wieder einmal – wie jüngst in der ZEIT – laut darüber nachgedacht wird, was der nachwachsenden Generation an bedeutender Literatur nahegebracht werden müßte, sollte neben Goethes *Faust* und neben Kafkas *Prozeß* auch das Thema Auschwitz in der sogenannten ‘großen Form’ Berücksichtigung finden. In dem „Oratorium“ *Die Ermittlung* von Peter Weiss, einer dokumentarisch genauen Aufarbeitung des Frankfurter Auschwitz-Prozesses, wird das Thema Bildung und Barbarei im sechsten Gesang, dem „Gesang vom Unterscharführer Stark“, berührt:

Zeuge 8: Stark war damals 20 Jahre alt / In seinen freien Stunden / bereitete er sich zur Reifeprüfung vor / Um seine Kenntnisse zu überprüfen / wandte er sich gern mit Fragen / an die Häftlingsabiturienten / An dem Abend / als die polnische Frau mit den beiden Kindern / eingeliefert wurde / führte er einen Diskurs mit uns / über den Humanismus bei Goethe

Richter: *Um was für einen Fall handelte es sich / bei dieser Einlieferung*

Zeuge 8: Wir erfuhren später das folgende / Der achtjährige Junge / den die Frau an der Hand führte / hatte einem Lagerbeamten / ein Kaninchen weggenommen / um es der zweijährigen Tochter der Frau / zum Spielen zu geben / Deshalb sollten alle drei / erschossen werden / Stark / führte die Erschießung aus

Indessen bleibt es eine zweischneidige Sache, wenn ‘bildende’ Lektüre befohlen und nicht nur empfohlen wird. Daß wir Marx und Freud, Bakunin und Marcuse außerhalb der Schule lasen, hatte einen besonderen Reiz; und gerade weil diese Schriften in der Schule nicht gelesen wurden, konnten sie in Versuchen, sich schreibend gegen das durch die Schule repräsentierte System zu wehren, ganz unbefangen zitiert werden. Paradoxerweise eigneten wir uns im Widerstand ebenso jene Bildung an, die als geistiger Besitz der auch sonst Besitzenden anrühig war. Und je mehr ideologischen Ballast das Bürgertum abwarf im Übergang von der gebildeten zur informierten Gesellschaft, desto leichter fiel es, gegen Sinnentleerung und Nützlichkeitsdenken klassische Ideale aufzurufen. *Tempora mutantur ...* Auch des-

halb erscheint es sinnvoll, nicht nur über Ausbildung und Erziehung, sondern auch – emphatisch – über Bildung zu reden.

Vom Polyhistor zum Bildungsphilister

In den komplexen und zwiespältigen Vorstellungen, die sich heute mit dem Begriff verbinden, überleben Relikte verschiedener Epochen. Das Ideal umfassender Bildung läßt sich zurückverfolgen bis zu den Renaissancegelehrten: der Polyhistor als Fluchtpunkt gründlicher Zeitungslektüre. Eine realistischere Perspektive ginge auf das kollektive Bemühen der Enzyklopädisten zurück: die Redaktion der Saarbrücker Hefte als ideale/r Gesamtgebildete/r. Auch im Ansatz der deutschen Klassik war ‘Bildung zur Humanität’ durchaus überindividuell zu verstehen: als kollektiver Prozeß einer produktiven Aneignung der Menschheitsgeschichte im Medium ihrer großen Kulturleistungen. Der Versuch einer Grundlegung von Politik im Bereich der Kultur setzte aber doch auch die individuelle Bildungsleistung voraus. Im 19. Jahrhundert schließlich wurden insbesondere die Bezirke historischer Bildung ein Refugium jener Bürger, die sich als Aristokratie des Geistes von der profanen Geschäftemacherei distanzieren. Das kollektive Moment fand nun seinen Ausdruck in der Kanonisierung der ‘Bildungsgüter’, über die ein gebildeter Bürger verfügt. (Zwar werden heute die Kunstsammlungen des großen Kapitals mit Blick auf den shareholder-value eher kritisch bewertet; aber daß Opernhäuser immer noch einen Standort aufwerten, zeugt vom ungebrochenen Kompensationsbemühen der Wirtschaftselite.) Ironischerweise führte im letzten Jahrhundert gerade der Positivismus, der die verachteten Bereiche von Technik und Ökonomie aufblühen ließ, bei den Bildungsphilistern zur Erstarrung des sogenannten Bildungswissens in schierer Konventionalität.

Dem 20. Jahrhundert blieb es vorbehalten, Bildung als individuelles ‘Humankapital’ zu verstehen, das sich im Lebenseinkommen verzinst, und in der Summe als Nationalkapital, das im internationalen Wettbewerb von wachsender Bedeutung ist. Schon als das erste Mal in den 60er Jahren von einer „Bildungskatastrophe“ die Rede war,¹ ging es zuallererst um Wissenschafts- und Wirtschaftsleistung, um Welt-

markt und Wohlstand. Was dann kam, wurde von Kritikern zu Recht „technokratische Bildungsreform“ genannt; beklagt wird heute nur, daß die Anpassung des Bildungssystems nicht effektiv genug war.

Am Beispiel der seit 50 Jahren diskutierten und immer noch nicht ausdiskutierten Hochschulreform läßt sich nachvollziehen, daß sich in den letzten beiden Jahrzehnten die Argumentationsbasis tiefgreifend verändert hat. Kein Redner könnte heute beginnen wie Habermas bei den Berliner Universitätsstagen im Januar 1963; was seinerzeit gesellschaftlicher Konsens war, gilt heute als antiquiertes Vorurteil von ‘Verweigerern’:

In der Diskussion um Hochschulreform halten heute fast alle Parteien in verblüffender Einmütigkeit an dem Grundsatz fest, daß die universitäre Form des Hochschulstudiums nicht preisgegeben werden darf: „unüberlegt handeln diejenigen, die uns eine Umbildung und Zerstreuung der Universitäten in Spezialschulen vorschlagen“. Wer die Reformschriften der letzten fünfzehn Jahre durchgesehen hat, wird diesem Satz Schleiermachers ein Alter von mehr als 150 Jahren gar nicht mehr zutrauen.²

„Es gibt einem nichts so sehr das Gefühl der Unendlichkeit als wie die Dummheit“ (Horváth)

Wenn derzeit wieder Themen der Hochschul-, Schul- oder Berufsbildungsreform Konjunktur haben, geht es vor allem darum, wie Staat und Wirtschaft ihr Auskommen und die Bewohner des Landes ein Einkommen finden; allenfalls in diesem kraß materialistischen Zusammenhang von Produktion, Einkommen und Konsum wird das Problem berührt, wie Menschen Menschen werden. Als der Hauptgeschäftsführer der hiesigen Industri- und Handelskammer sagte: „Bildung ist das Mega-Thema der Zukunft!“ (SZ vom 6. August 1997), hatte er jenen simplen Zusammenhang vor Augen: Ein „Mangel an Grundkenntnissen in Deutsch und Mathematik“, zurückzuführen auf Versäumnisse „in den allgemeinbildenden Schulen“, beeinträchtigt die „Ausbildungsfähigkeit der Jugendlichen“. „Die Wirtschaft“

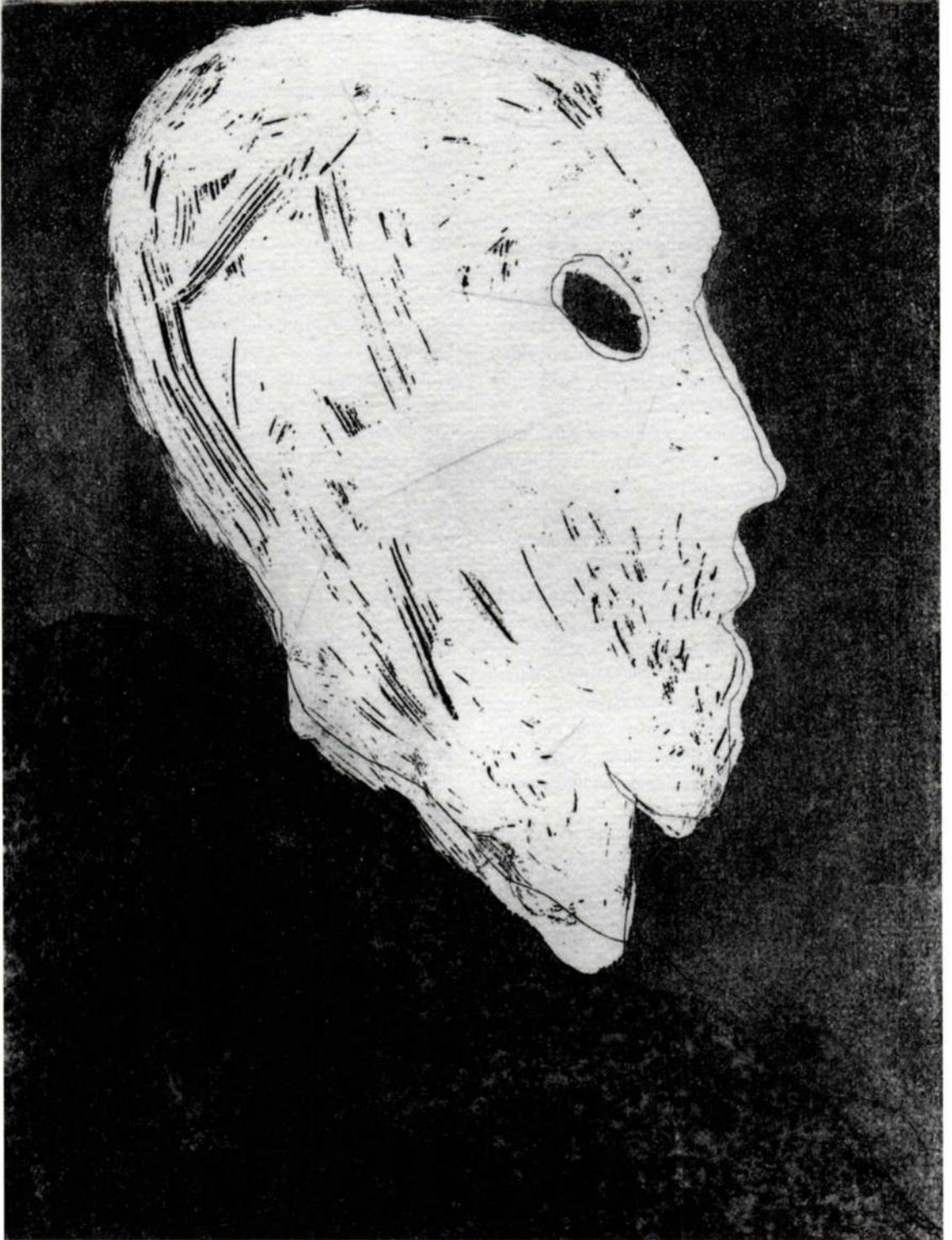
hat also einen sehr handlichen Begriff von ‘Bildung’ als Voraussetzung der von ihr betriebenen Ausbildung; richtig ist daran nur, daß der Erwerb der elementaren Kulturtechniken allemal Voraussetzung ist für alles weitere.

Ähnliche Klagen wie die der IHK hört man seit Jahren von den Hochschulrektoren, die ‘mangelnde Studierfähigkeit’ jedem neuen Abiturienten-Jahrgang bescheinigen. Ebenso regelmäßig verweisen dann optimistischere Zeitgenossen darauf, daß solche Wehklagen schon zu Beginn des jetzt ablaufenden Jahrhunderts und auch später immer wieder einmal geäußert wurden. Man kann sogar noch weiter zurückgehen, denn die Diskussionen um die Probleme des Hochschulzugangs sind fast so alt wie die Universitäten selbst. Das „erste Dokument einer Immatrikulationspolitik [...], die zugleich auf merkantilistischen und ständischen Vorstellungen beruht“³, das preußische Patent wegen derer so studiren wollen von 1708, ging davon aus,

daß die Studia in allen Facultäten dadurch in Abgang und fast in Verachtung gerathen, weilen ein ieder bis auf Handwercker und Bauren seine Söhne ohne Unterscheid der Ingeniorum und Capacität studiren und auf Universität- und hohen Schulen sumtibus publicis unterhalten lassen will, da doch dem Publico und gemeinen Wesen vielmehr daran gelegen, wann dergleichen zu denen Studiis unfähige Ingenia bey Manufacturen, Handwerckern und der Militz, ja gar bey dem Ackerbau nach eines jeden Condition und natürlicher Zuneigung angewendet, und sie dergestalt ihres Lebens-Unterhalt zu verdienen unterwiesen würden.

Den zuständigen Behörden wurde „ernstlich anbefohlen“,

unter denen Ingeniis, welche zu denen Studiis sich wohl anlassen, und von ihrer Fähigkeit gute Proben geben, einen Selectum zu machen, [...] diejenigen aber, welche entweder wegen Stupidität, Trägheit oder Mangel des Lustes und Triebes oder auch anderen Ursachen zum Studiren unfähig seyend, in Zeiten davon ab- und zur Erlernung einer Manufactur, Handwercks oder anderen redlichen Profession anzuweisen, selbige auch nicht weiter, als fürnemlich



in dem wahren Christenthum und Fundament der Gottesfurcht, dann auch im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterweisen und informiren lassen, damit nicht, wie es sich wohl zuträget, Schüler von 20. bis 30. Jahren dem Publico und ihnen selbst zur Last, und denen Informatoren zur Verkleinerung erfunden werden mögen.

Die Antwort auf die Frage, wann ein Mensch 'reif' ist für ein Universitätsstudium, hängt nicht zuletzt davon ab, was man unter 'Studieren' versteht. Wohin die Reise geht, deutete der neue Präsident der Hochschulrektoren-Konferenz an, wenn er betonte, „daß Universitäten nicht nur Bildung vermitteln, sondern auch Ausbildung für Berufe“ (SZ vom 7.8.97), und auf die Frage, ob „das bisherige umfassende Studium überhaupt noch eine Chance“ habe, mangelnde Nachfrage für ein derartiges Studium voraussagte: „Eine Umfrage hat ergeben, daß rund 80 Prozent unserer Studenten auch an Universitäten kürzere und praxisbezogenere Studiengänge wünschen.“ Für den Bundesbildungsminister ist „die Universität alter (Humboldtscher) Prägung“ ohnehin tot. Wer also kann noch ein Interesse haben an diesem Fossil, außer jenen Gelehrten, die ungestört und bestdotiert ihr Steckenpferd reiten wollen? Begraben wir also den korrespondierenden Begriff einer 'akademischen Bildung', reden wir von Ausbildung auch an Universitäten und von Bildung als dem Erwerb der elementaren Kulturtechniken und eines gewissen Basiswissens an 'allgemeinbildenden Schulen'...

Es ist also ein sehr profaner Wortgebrauch, wenn von Bildungspolitik, Bildungssystem oder ähnlichem gesprochen wird. Symptomatisch für die Entwertung des Begriffs ist die Schwierigkeit, von 'Ungebildeten' zu reden. So wie (fast) jedem etwas zu fehlen scheint, wenn er auf seine 'Bildung' reflektiert, so hat heute jeder in irgendeiner Form (zumindest *Schul-*) Bildung genossen. Selbst wenn kein formeller Abschluß erreicht wurde, der eine bestimmte Stufe sogenannter *formaler* Bildung bescheinigt, darf man mithin bei jedermann (und jeder Frau) voraussetzen, daß ein Minimum an Bildung stattgefunden habe. Aus der geläufigen Rede von *allgemeinbildenden* und *berufsbildenden* Schulen könnte man weiterhin den Schluß ziehen, daß Bildung sich bevor-

zugt in *Bildungseinrichtungen* ereignet, die keinem anderen Zweck als dem Lernen dienen: Was beim Erlernen eines Berufes außerhalb der Schule geschieht, heißt gemeinhin *Ausbildung*, nicht *Bildung*.

Augenscheinlich ereignet sich Bildung aber auch außerhalb von Schulen. Auch außerhalb von Einrichtungen der *Weiterbildung*, wo man im *Bildungsurlaub* nicht nur Ausbildung, sondern auch Allgemeinbildung vertiefen kann. Man sagt: Ein gutes Buch bildet; auch Theaterbesuche können bilden – wenn es sich nicht gerade um leichte Operetten-, Musical- oder Komödienunterhaltung handelt (woraus wir lernen: Bildung ist anstrengend; E = Ernst statt U = Unterhaltung). Und auch Bildung kann heute Massenware sein; die großen Ausstellungen der letzten Jahre brachten in museumspädagogischer Aufbereitung massenhaft *Bildungsgut* unters Volk. Die *Bildungsangebote* sind allgegenwärtig; ob im Fernsehen das geheimnisvolle Leben der Aale gezeigt wird oder im Biologieunterricht ein Film über das Liebesleben der Wale, das macht keinen wesentlichen Unterschied.

Bodybuilding, Kopfgeburten

Unbefangen darf man vermutlich nur noch dem Bodybuilding ein *Bildungspotential* absprechen. Doch wird jeder Turnlehrer im Rekurs auf die Theorie einer Sportkoryphäe seiner ausgeklügelten Leibeserziehung einen nicht zu vernachlässigenden *Bildungswert* beimessen. Früher sagte man schlicht: *Mens sana in corpore sano*. (Anstatt: Sport ist Mord, und Massensport ist Massenmord.) Nach dem letzten Krieg dauerte es weitere zwanzig Jahre, bevor die der Körperertüchtigung zugrundeliegende chauvinistische Ideologie (nach der ein Gebildeter auch ein guter Soldat ist, während der artfremde Intellektuelle ungesund lebt und zum Pazifismus neigt) mit faschistoider Tendenz (weil zur Ausmerzung des 'Untüchtigen' tendierend) an den Pranger gestellt wurde. Fast zeitgleich aber wurde der Sport-Leistungskurs erfunden, die Krönung der Oberstufenreform... Die Umwertung der Werte findet heute im Turnsaal statt; eine Verringerung der Deutschstunden wird hingenommen, denn das Wohl der deutschen Jugend hängt von der dritten Turnstunde ab.

Man mag die Kopflastigkeit kritisieren, die trotz allem dem Bildungsbegriff noch immer innewohnt, man kann auf Wortbildungen wie *Charakter-* und *Herzensbildung* verweisen, auf die reformpädagogische Dreieinigkeit der 'Bildung von *Kopf, Herz und Hand*' – es wirkt doch einigermaßen hilflos, denn die meisten Befragten assoziieren mit 'Allgemeinbildung' zuallererst eine Liste von Fragen, die ein breites Feld von Wissensgebieten repräsentieren. „Aber *Bildung* ist doch nicht abfragbar“, entgegnet der wahrhaft Gebildete, „ein breites Wissen ist zwar eine notwendige, aber keineswegs hinreichende Bedingung.“ Doch wie beschreibt man das Mehr, das 'hinreichend' wäre? Man ist versucht, die Metaphorik der deutschen Frühromantik zu bemühen, die an der Vorstellung asymptotischer Annäherung im Unendlichen sich berauschte. Sich bilden kann jeder, und er sollte es allezeit tun, um sich mehr und mehr zu vervollkommen; definitiv gebildet aber kann nicht sein, wer kein Gott ist, denn die Vorstellung vom Abschluß im Endlichen widerspricht der Grundeinsicht klassischer Bildung: „Ich weiß, daß ich nichts weiß.“

Je ne sais quoi

Es hat den Anschein, daß der deutsche Bildungsbegriff vergleichbare Probleme aufwirft wie die Kunst- und Geschmacksdiskussion des 18. Jahrhunderts. Wenn 'wahre' Kunst sich jenseits rational darstellbarer Regeln ereignet, erweist sich 'der gute Geschmack' des Kunstrichters im intuitiven Erspüren jenes 'je ne sais quoi', das Enthusiasmus auslöst, aber in Worten nicht zu fassen ist. Insofern der emphatische Bildungsbegriff des deutschen Neuhumanismus auf die Anverwandlung des Kulturguts zu einem sich bildenden individuellen Selbst zielt, ereignet sich gelingende Bildung immer schon jenseits der Aneignung enzyklopädischer Fakten- und Methodenkenntnisse, die in Tests oder Prüfungen zu ermitteln sind. Wer könnte Richter sein, wenn Bildung den 'ganzen' Menschen prägt?

Die Veranstaltung, die wir *Schulbildung* nennen, muß also stets den hehren Begriff auf das Handhabbare herabwürdigen, wenn Schulmeister leisten sollen, was der Staat von ihnen erwartet: die Zurichtung von Untertanen bzw. Bürgern am Maßstab generalisier-

ter Normen, seien sie nun autoritär gesetzt oder demokratisch legitimiert ausgehandelt. Spätestens seit der sogenannten Professionalisierung der Fachlehrer – man mag sie nun Spezialisten nennen oder Fachidioten schimpfen – kann auch das neuhumanistisch-altsprachliche Gymnasium in der Stückerlung des klassischen Fächerkanons jene Totalität, die im emphatischen Bildungsbegriff intendiert war, nicht mehr bieten. Mehr denn je ist die existentielle Frage nach dem Woher und Wohin des Menschen ein Luxus, den die industrialisierte Reproduktion von Qualifikationen kaum noch zuläßt. Zwischen der Jagd nach Punkten fürs Reifezeugnis und der Persönlichkeitsbildung in der Auseinandersetzung mit den großen Fragen der Menschheit klafft ein Abgrund, der zu selten überbrückt werden kann.

Ich schließe abrupt mit dem alten *Ceterum censeo: Homo non nascitur sed fit*. Mit der gebotenen Selbstironie dürfen immerhin die Leser wie die Macher der *Saarbrücker Hefte* sagen: Wir arbeiten daran.

¹ G. Picht: *Die deutsche Bildungskatastrophe*, 1964. Der *Bildungsnotstand*, der seinerzeit beklagt wurde, ist mittlerweile sogar zum Lexikonbegriff avanciert. Vorausgegangen war einerseits der *Sputnikschock* von 1959, der die USA zu einer wilden Aufholjagd veranlaßte, so daß deutsche Spezialisten massenhaft abwanderten; andererseits die Abriegelung der DDR, was die Zuwanderung von Akademikern aus dem Osten stoppte.

² J. Habermas: *Vom sozialen Wandel akademischer Bildung*. In: Ders.: *Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien*. Ffm. 1978 (stw 243), S. 359-375, hier: S. 359; zitiert wird Friedr. Schleiermacher: *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn*.

³ H.-G. Herrlitz: *Studium als Standesprivileg*. Die Entstehung des Maturitätsproblems im 18. Jahrhundert. Lehrplan- und gesellschaftsgeschichtliche Untersuchungen. Ffm. 1973 (FAT 3005), hier: S. 36.

Unterricht als Irritation oder: Was ist allgemeine Bildung heute?

Von Gerhard Schneider

Lehrermisere – Unterrichtsmisere – Schulmisere

In den siebziger Jahren erschien auf dem Büchermarkt eine Literaturform zwischen wissenschaftlicher Abhandlung und biografischer Erzählung, die sogenannten Lehrertagebücher. Die Verfasser setzten sich zumeist kritisch mit der Realität der Schule auseinander, so wie sie diese erlebten und erlitten. Oft hatten die Texte den Impetus des Warnens, in dem Sinn: Seht doch, so kann es nicht weitergehen! Lehrerfolklore?

Dann wurde es still, die Wissenschaft beschäftigte sich mit „Lehrerkrisen“, mit Berufsunzufriedenheit, Lehrerstreß und -angst oder Burn-out. Im letzten Jahr erschien auf Betreiben verschiedener Lehrerverbände eine Sammlung von Aufsätzen zum Thema: „Lehreralltag – Alltagslehrer“. Wenn StudentInnen in meinen Veranstaltungen diese Texte lesen, sind sie meist entsetzt: So schlimm kann das alles doch gar nicht sein! Das Gejammer einer Berufsgruppe, der das Jammern nachgerade zum Erkennungsmerkmal geraten ist?

Ich halte die Sammlung dennoch für tendenziell repräsentativ. Sie drückt aus, „wo das ganze System nicht stimmt, wo es verkorkt oder gar hoffnungslos verfahren ist“, wie Sabine Etzold in der ZEIT schreibt, und zeigt eine umfassende Rat- und Orientierungslosigkeit, sowohl in der sogenannten Praxis wie in der Wissenschaft. Für Lehrer wie Schüler, und oft auch für Eltern, scheint die Basisveranstaltung, über die sich die Institution Schule wesentlich definiert, nämlich der Unterricht, eine einzige Irritation zu sein.

Allgemeine Bildung? Heute?

Der klassische Bildungsbegriff der Pädagogik mag nicht von der Aufklärung lassen und will den Auftrag der Schule weiterhin darin sehen, die Zöglinge zur Mündigkeit zu führen. Pragmatischer hat die Bildungssoziologie die „Funktionen“ der Schule mit „Qualifikation“, „Selektion“, „Integration“ und „Allokation“ beschrieben. Daß diese Funktionen in sich widersprüchlich sind, beschäftigt immer wieder

Theoretiker wie Praktiker, zuletzt auch im Zusammenhang mit der Integration behinderter Kinder in ein strukturell selektives System. Jedoch mochte man bisher auf keine Funktion verzichten, selbst wenn das Selektionsgeschäft in der Praxis ein eher unrühmliches und von Chancengerechtigkeit weit entfernt ist. Doch was hat sich verändert, was hat diese jahrhundertalte Institution in die Krise gestürzt?

Meine These: Veränderte Geschäftsgrundlage!

Von der Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht Mitte des vergangenen Jahrhunderts bis in die sechziger Jahre des unseren hat schulischer Unterricht seine Legitimation aus dem sozialen Tatbestand eines Überangebots an Orientierung bei einem Defizit an Information bezogen. Familie, Nachbarschaften, soziale und Klassenzugehörigkeiten als Sozialisationsinstanzen haben ihre Aufgaben vornehmlich in dem Sinn erfüllt, ihre Nachkommenschaft im eigenen Milieu zu integrieren. Schule als staatliche Veranstaltung stand von Anbeginn zu einem Teil quer gegen dieses Integrationsinteresse, aus wirtschaftlichen Gründen mit beginnender Industrialisierung, aber auch aus politischen Gründen, z.B. als Interesse des preußischen Nationalstaates an der Durchsetzung seiner Hegemonie gegen die Kleinstaatserei. Die Konfliktlinie lief entlang der niederen Bildung, wo über Jahrzehnte die Frage diskutiert wurde, wieviel Information über religiöse Unterweisung hinaus für die Untertanen gut, und wieviel andererseits für sie nötig ist. Aus diesem Auftrag hat Unterricht seine Legitimation bezogen, weiterhin seine informierende, inhaltlich-stoffliche Konzentration sowie, in Form eines humanistischen Bildungsideals, seinen ideologischen Überbau. Die Entwicklung des niederen Schulwesens, insbesondere der Volks- und späteren Hauptschule, zeigt, daß eine Statuserhöhung nur über die Anpassung an die vom Gymnasium als Refugium des genannten Bildungsideals vorgegebenen Orientierungen möglich war. Noch heute wird diskutiert, ob die Zwei-Fach-Ausbildung für Hauptschullehrer sinnvoll ist.

Die Veränderung der Gesellschaft, insbesondere in den letzten drei Jahrzehnten, hat die Geschäftsgrundlage insofern geändert, als heutige Schüler mit einem

Überangebot an Information, aber einem Defizit an sozialer und individueller Orientierung in eine Institution eintreten, die diese Veränderung nicht wahrnehmen will oder kann, jedenfalls darauf nicht strukturell reagiert. Der Konflikt zeigt sich dort am deutlichsten, wo die Personen aufeinandertreffen und gezwungenermaßen interagieren müssen, 30 Stunden pro Woche: im Unterricht. Während in der frühen Krisenliteratur häufig noch Begleitumstände des Unterrichts, die Bürokratie in der Schule, Konflikte mit der Dienstaufsicht oder mit KollegInnen als der Zufriedenheit abträglich bezeichnet wurden, zeigen neuere Veröffentlichungen deutlich, wo die Überforderungen verortet werden: in der direkten Interaktion, in Unterrichtsstörungen.

Welche Schule für mein Kind?

Zur Annäherung an die Frage, was die allgemeinbildende Schule heute sein und leisten soll und kann, sei mir ein subjektiver Zugang gestattet: Wäre mein Sohn heute noch mal zehn Jahre alt, und ich hätte eine Schule für ihn auszusuchen, was wäre mir wichtig? Es geht mir nicht darum, die Vision der idealen, nicht mal der „guten Schule“ zu entwerfen. Ich möchte stattdessen einige Grundanforderungen beschreiben, die sich aus meiner sozialen Situation und meiner Einschätzung ökonomischer und politischer Entwicklungen ergeben.

1. Ich möchte eine **zuverlässige** Schule finden. Da ich berufstätig bin und wahrscheinlich alleinerziehend wäre, muß die Schule einen verlässlichen Zeitrahmen garantieren. Diese *kustodiale Funktion* wird häufig in Zusammenhang mit der Forderung nach Ganztagschulen genannt, auch aus der Erkenntnis, daß viele der privaten Nachhilfesschulen diesen sozialen Bedarf nach Betreuung am Nachmittag befriedigen und gar nicht in erster Linie den nach Unterricht. Eine Ganztagschule bekannten Zuschnitts müßte es für meinen Sohn nicht sein, ein interessantes Wahlangebot nachmittags wäre schön.

2. Ich möchte eine **einladende** Schule finden, in der mein Sohn freundlich und respektvoll behandelt wird und lernt, ebenso mit seinen Mitschülern und Lehrern umzugehen. Dazu böte eine Integrationsklasse, in der auch behinderte Kinder unterrichtet werden,

einen idealen Rahmen. Notwendig ist aber auch eine ordentliche Ausstattung. Den Aufkleber „Eure Armut kotzt mich an“, den ich am Heck eines Golf GTI selbst zum Kotzen finde, möchte ich angesichts ramponierter Möbel und verdreckter Teppichböden an manche Schultafel kleben. Ich hätte übrigens nichts dagegen, daß mein Sohn am Ende des Schultages eine Viertelstunde darauf verwendet, seinen Klassenraum in Ordnung zu bringen.

3. Ich möchte eine **aktuelle** Schule finden, die sich der „Aufklärung der Sachen“² verpflichtet fühlt und die entsprechende Ausstattung bereithält. Es ist ein Jammer mitanzusehen, wenn das Geschichtsthema „Kolumbus und die Entdeckung Amerikas“ mit Uraltbüchern und lieblosen Arbeitsblättern abgehandelt wird, während im Fernsehen eine grandiose Filmserie läuft, die aber in der Schule nicht gezeigt werden darf. Und es ist ein Anachronismus, daß Akademiker im höheren Dienst mit Schere und Uhu Arbeitsblätter zusammenbasteln, statt aus einem überreichen Angebot eine didaktisch reflektierte Materialauswahl zu treffen.

4. Ich möchte eine **fordernde** Schule finden: „Ein richtiger Vater oder Lehrer muß irgendwie lästig sein, oder er taugt zu nichts“.³ Dies ist um so wichtiger, als in den Eltern-Kind-Beziehungen dieser Aspekt tendenziell an Bedeutung verliert, weil es das einzige Kind ist oder weil man sich eher selten sieht und dann die Auseinandersetzung scheut. Man mag diese Entwicklung kritisieren, aufhalten kann man sie nicht. Dies setzt allerdings voraus, daß Lehrer/innen von der Zeit, von den Rahmenbedingungen, von ihrer Ausbildung und ihrem professionellen Selbstverständnis her klärende Auseinandersetzungen nicht als Störungen und zusätzliche Belastungen empfinden müssen. Dazu unten mehr.

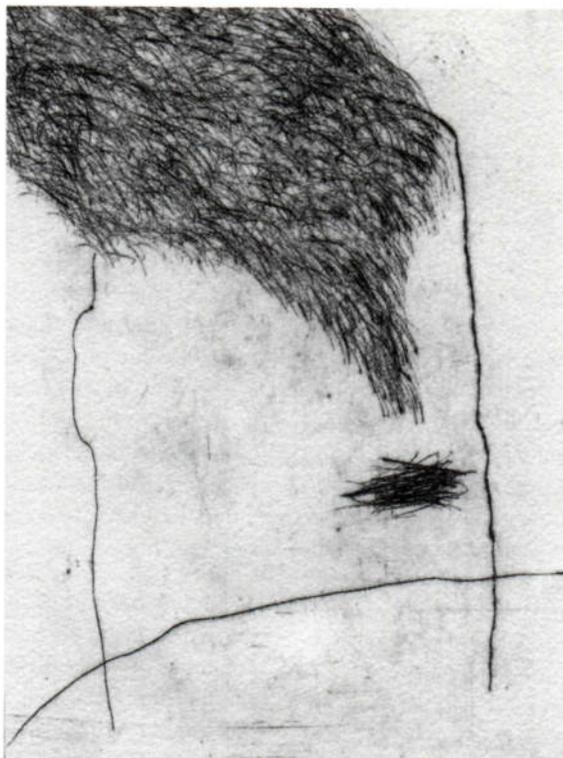
5. Ich möchte letztlich eine **fördernde** Schule finden, die sich nicht in erster Linie ihren Stoffplänen und der Selektion, sondern der Entdeckung von Neigungen und Begabungen verpflichtet fühlt und diese nach ihren Kräften fördert. Dies um so mehr, als sich die Bedeutung schulischer Abschlüsse eher relativiert und auch die Allokation, die Zuweisung zu gesellschaftlichen Positionen, nicht mehr von der Verfügung über Bildungskapital allein abhängt. Zu ei-

ner fördernden Schule gehört heute übrigens auch eine philosophisch-ethische Vorbereitung auf das Erwachsenenleben, die den Aspekt von Arbeitslosigkeit thematisiert.

Neue Lehrer – Neue Schule – Neuer Unterricht?

Natürlich ist der Pädagogik und Erziehungswissenschaft das Phänomen nicht entgangen, und es fehlt nicht an Aufrufen, die Schule neu zu denken oder neu zu erfinden. Erstaunlich ist allerdings, wie wenig radikal an den strukturellen Pfeilern gerüttelt wird. Vielleicht aus der Einsicht, daß ihr Einfluß sich wesentlich auf die Ausbildung von Lehrern beschränkt, neigen pädagogische Autoren dazu, neue Anforderungen an LehrerInnen zu formulieren, wie Hentig in seinem „sokratischen Eid“ oder Struck in seiner Forderung nach neuen Lehrern, die das Land angeblich braucht. Andere fordern von Schulen ein „Moratorium“, um sich grundlegend über den Sinn der Arbeit zu verständigen. Der aktuellste Zugang zu dieser Frage scheint mir die Diskussion um die Professionalisierung von LehrerInnen zu sein, und der radikalste Ansatz der von Giesecke. Er sieht Professionalisierung als reduktionistischen Prozeß, als die Antwort auf die Frage, was man tatsächlich leisten kann. Sein Ergebnis: Professionalität beschränkt sich auf die Rolle als „Lernhelfer“.

Das klingt zunächst einleuchtend. Aber was bedeutet Lernen vor dem Hintergrund des oben Ausgeführten? Sicher nicht die Unterweisung in Inhalten, deren Aktualität angesichts von Internet und Kabelfernsehen niemand mehr behaupten mag. Dennoch sind die Inhalte nicht mal der Auslöser der Probleme. In einer Studie⁴ konnte ich zeigen, daß Unterrichtsstörungen in aller Regel ihren Ausgang auf der Beziehungsebene der Interaktion nehmen. Also doch Professionalisierung der LehrerInnenarbeit in die andere



Richtung, durch Sozialpädagogisierung und Therapeutisierung des Unterrichts, durch Traumreisen und Interaktionsspiele und Entspannungsübungen? Nach meinen Erfahrungen reagieren Schüler auf solche Angebote amüsiert bis gelangweilt, ebenso übrigens StudentInnen im Seminar.

Deutlich wird, daß auch an meiner Wunsch-Schule der Unterricht die Basisveranstaltung bleibt. Nebenaktivitäten wie z.B. ein Schulzirkus können eine willkommene Ergänzung sein, wenn sie aber Profil und Identität der Schule kennzeichnen sollen, während im Unterricht das alltägliche Elend herrscht, ist das ein Armutszeugnis und peinlich⁵. Deutlich wird weiterhin, daß es ohne die Lehrer/innen nicht geht: Also doch wieder neue Anforderungen?

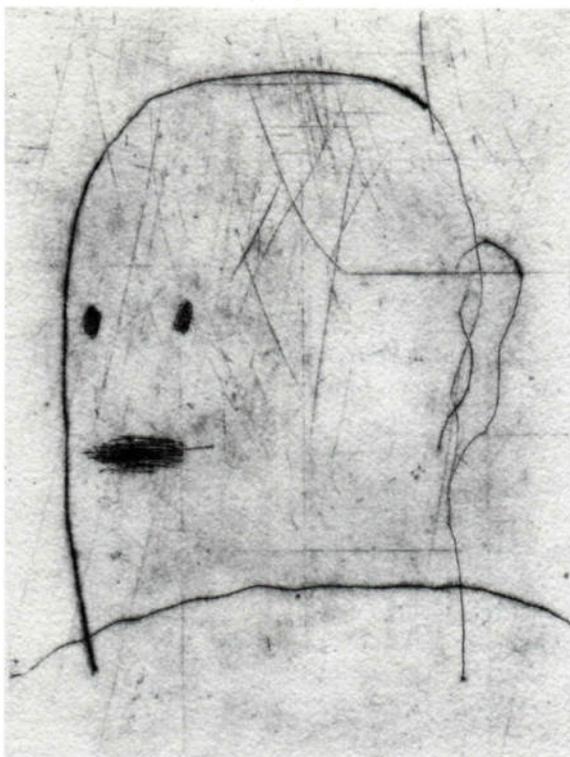
Ein Blick auf die „Lehrerpersönlichkeit“

Appelle an das Engagement von Lehrer/innen sind wohlfeil, genügen aber schon lange nicht mehr. Ebenso obsolet ist der Rekurs auf die „Persönlichkeit“, von deren Vorhanden- bzw. Nichtvorhandensein guter oder schlechter Unterricht angeblich abhängt. Ich meine, daß das, was in der Schule vor sich geht, einer eigenen Praxislogik folgt, die in einem mühsamen Prozeß der Anpassung von in der Ausbildung erworbenen Idealen an die alltägliche Realität zustandekommt. Und aktuell: Wie verkraften die Angehörigen dieser Berufsgruppe individuell einen von Jahr zu Jahr wachsenden Ansehensverlust? Wie halten sie unter sich tendenziell verschlechternden Umständen durch? Ich meine, in beiden Punkten Parallelen zur Politik beobachtet zu haben: Abgeklärtheit und Desillusionierung unter Hinweis auf die angespannte Lage, dort finanziell, hier hinsichtlich der Arbeitsbedingungen. Und wer wollte dies jeman-

dem verdenken, der über Jahre die Erfahrung macht, daß die Konfrontation von pädagogischem Sinn und ökonomischem Kalkül immer zugunsten der Ökonomie ausgeht. Von der Politik lernen heißt überleben lernen: die nächste Legislaturperiode respektive die Restzeit bis zur Pensionierung.

Ein Seitenblick auf das Saarland

In der saarländischen Bildungspolitik scheint sich seit dem Regierungswechsel im Jahre 1985 eine Menge getan zu haben. Sowohl die Einrichtung der neuen Gesamtschulen wie auch die Abschaffung der Hauptschule, zu Anfang bzw. zum Ende der „Ära Breitenbach“, haben bundesweit publizistische Resonanz gefunden. Ähnliches gilt, für einen engeren Interessentenkreis, auch für die Integration behinderter SchülerInnen. Zieht man heute eine Bilanz, muß man feststellen, daß es sich zum einen um nachgeholte, zum anderen um steckengebliebene Reformen handelt. Die Reform der Mittelstufe oder Sekundarstufe I des Schulsystems war seit der bundesweiten Bildungsreform der 70er Jahre angesagt, das Saarland hatte, wie andere CDU-regierte Länder, nur zögerlich Veränderungen vorgenommen, so zum Beispiel die vom CDU-Kultusminister Scherer geplante Förderstufe letztlich nicht eingerichtet. Im Kern reicht das Reformprojekt aber viel weiter zurück. Seit der Weimarer Republik ist es das Ziel fortschrittlicher, auch sozialdemokratischer Bildungspolitik, eine Einheitsschule an die Stelle der verschiedenen Schulformen zu setzen. Was damals unter heftigen Auseinandersetzungen und unter glücklichen historischen Umständen für die ersten vier Klassen gelungen ist, die Einrichtung der einheitlichen, verpflichtenden Grundschule, konnte bisher für die Klassen 5-10 nirgends in Deutschland, und eben auch nicht im Saarland, sehr wohl jedoch in anderen europäischen Ländern, durchgesetzt werden. Alle Dis-



kussionen um die Gesamtschule als die „bessere Schule“ sind Scheingefechte: Es geht um eine einheitliche, „ersetzende“ Sekundarschule unter Einschluß des Gymnasiums, welchen Namen sie trägt ist ebenso unwesentlich wie Glaubenskämpfe um die bessere Pädagogik. Als konkurrierende Schulform wird die Gesamtschule allenfalls ihre Nische halten können,

sie leidet strukturell unter den gleichen Problemen wie die anderen Schulen, und wegen ihrer Schülerschaft, die nicht ihrer Konzeption entspricht, noch unter einigen anderen zusätzlich.

Wenn ich oben meine Verwunderung darüber ausgedrückt habe, wie wenig radikal die traditionelle Struktur der Schule und des Unterrichts angesichts des sozialen Wandels überdacht wird, dann gilt das ganz zentral für die Lehrerarbeit. Die Forschungsliteratur füllt Regale, und es ist unmöglich, den Diskussionsstand an dieser Stelle auch nur annähernd korrekt nachzuzeichnen. Der große Entwurf ist m.E. noch nicht dabei, und das macht mir Mut, einen kleinen Vorschlag zur Belebung der Diskussion zu äußern.

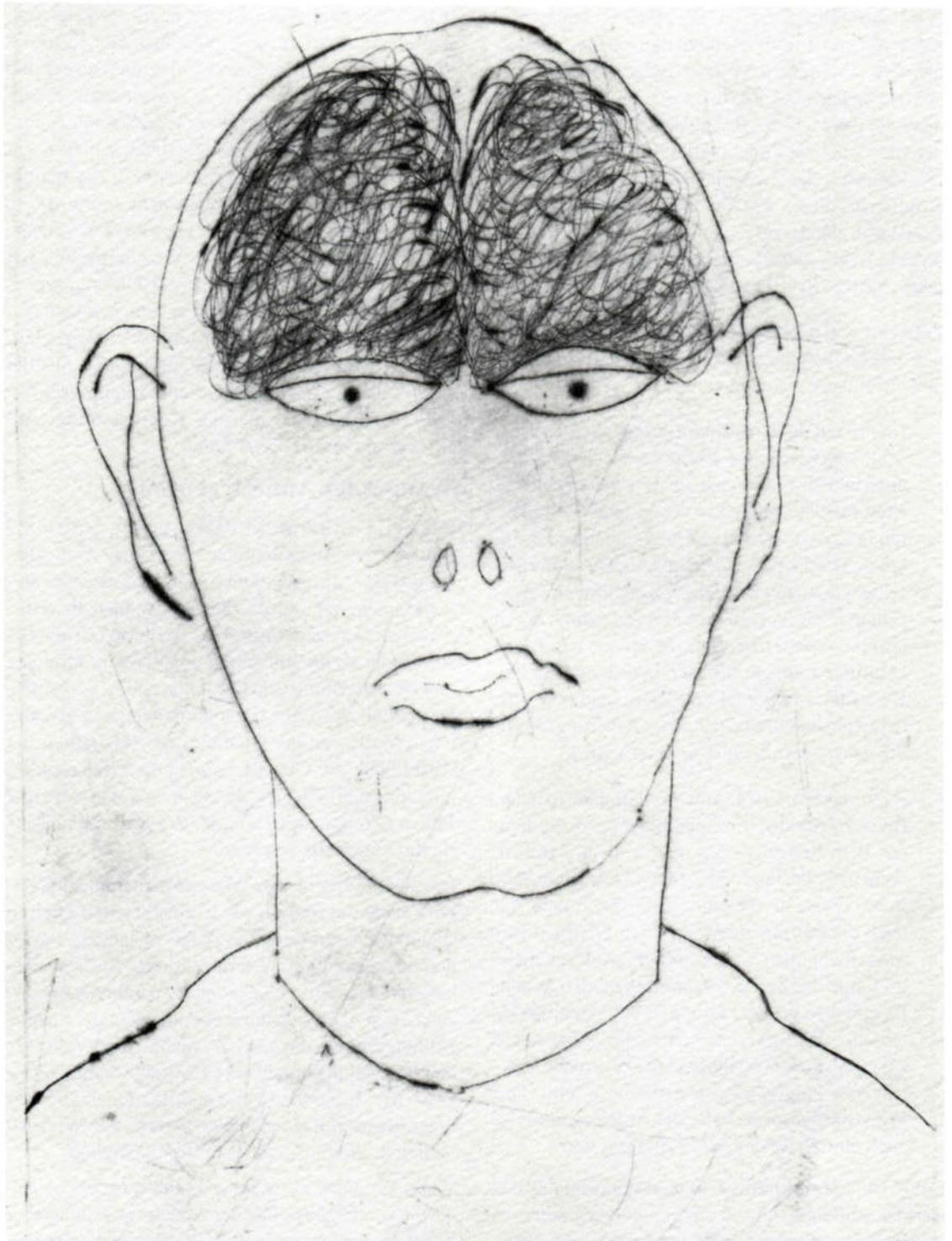
Die gegenwärtige Diskussion um die Neustrukturierung der Universität reizt mich zu folgenden Überlegungen.⁶ Ich gehe davon aus, und etliche Untersuchungen weisen darauf hin, daß sich die wesentliche berufliche Sozialisation nicht *vor*, sondern *in* der Berufspraxis abspielt. Vor diesem Hintergrund würde ich raten, die Lehramtsstudiengänge an der Universität abzuschaffen. Stattdessen wird das Referendariat auf drei Jahre verlängert, zugelassen werden Bewerber/innen mit universitärem Abschluß (Diplom, Magister) in drei schulrelevanten Fächern (ein Hauptfach, zwei Nebenfächer, wie in den meisten Studienordnungen üblich) nach Bedarf und zur

Verfügung stehenden Stellen. Sie erhalten dort eine praxisnahe pädagogische Ausbildung, die in Kooperation mit der Universität auch wissenschaftlich auf dem neuesten Stand gehalten werden kann. Im ersten Jahr besteht die Praxis in der Tätigkeit als Unterrichtsassistent, im zweiten aus Unterricht unter Betreuung eines Mentors, im dritten Jahr aus eigenverantwortlichem Unterricht. Die ersten beiden Jahre werden von Supervision begleitet, die unabhängig vom Institut sein muß, denn sie soll den individuellen Entscheidungsprozeß begleiten, ob man/frau diesen Beruf auf Dauer ausüben will oder nicht, ob man sich den Anforderungen gewachsen fühlt etc. Ein Abbruch der Ausbildung wäre vor diesem Hintergrund weniger gravierend als für Absolventen eines traditionellen Lehramtsstudiums, das eine berufliche Einbahnstraße ist.

Das allein ändert kurzfristig natürlich weder die Schule noch den Unterricht. Ich bin in diesem Punkt reichlich autoritätsgläubig: Die Änderung muß von oben gewollt und durchgesetzt werden. Die Prügelstrafe ist nicht allein aufgrund der Veränderung der ethischen Haltung Kindern gegenüber aus den Schulen verschwunden, sondern durch Verbote mit Strafandrohung. Und das Sitzenbleiben ist trotz aller Zweifel hinsichtlich seines pädagogischen Wertes nur dort abgeschafft, wo es schlicht aus dem Konzept gestrichen wurde, an den Gesamtschulen. Gewollt und durchgesetzt heißt also, daß sichtbare und spürbare, strukturelle und organisatorische Veränderungen installiert werden. Teamentwicklungsmaßnahmen, die Lehrer/innen überzeugen wollen, daß das Glas noch halbvoll und nicht schon halbleer ist, werden ins Leere laufen, wenn sie nicht die Frage beantworten können: Wenn ich hier vor neuen Anforderungen stehe, wo werde ich da entlastet? Wenn man also einen Unterricht will, der die Orientierungsbedürfnisse aufgreift, muß man die zeitliche Struktur schaffen, für ein entsprechendes Setting sorgen und diesen Teil der Lehrerarbeit systematisch in der Aus- und Fortbildung verankern. Die Konzepte stehen auf Anfrage zur Verfügung, man muß eben nur wollen.

Anmerkungen

- ¹ S. Etzold: *Was Lehrer leiden läßt. Das Weiße im Auge des Schülers: Berichte aus Klassenzimmern*. Die ZEIT Nr. 41 v. 4.10.1996, S. 42.
- ² H. Giesecke: *Pädagogik als Beruf. Grundformen pädagogischen Handelns*. Weinheim u.a. 1987.
- ³ F. Savater: *Tu was du willst. Ethik für die Erwachsenen von morgen*. Frankfurt/M. u.a. 1993, S. 14.
- ⁴ G. R. Schneider: *Lehrerkrisen und Supervision*. Bad Heilbrunn 1996.
- ⁵ St. Welzel: „Günter, gib mir mal die Hand“. *Zirkusschule Gesamtschule Bellevue*. In: *Erziehung und Wissenschaft* 48 (1996), H. 7-8, S. 4-9.
- ⁶ Die grundlegenden Gedanken an dieser Stelle verdanke ich Herrn Prof. Dr. Hans Leo Krämer von der Fachrichtung Soziologie der Universität des Saarlandes.



Berufsausbildung für die Zukunft

Von Bernd Grass

Die Beobachtung, daß die Berufsausbildung in der Krise steckt, ist weder neu noch originell. Die Probleme sollen hier auch nicht beschrieben oder analysiert, sondern nur stichwortartig angedeutet werden: Die Entwicklung des dualen Systems, das tendenziell an Bedeutung verliert; die Situation der Hochschulen, die überfüllt sind und zu lange Studienzeiten haben etc. Es geht mir vielmehr um die Organisation der Berufsausbildung, die künftig gebraucht wird – jenseits aller Detailprobleme, die das gegenwärtige System zeigt.

Zunächst will ich begründen, warum das im folgenden dargestellte, zugegebenermaßen utopische Modell auf Interesse stoßen kann:

- Im Prozeß der Umstrukturierung unserer Wirtschaft werden neue Berufsfelder geschaffen, etwa im Umweltbereich oder im weiten Feld der Multimediatechniken, in denen „alte“ Fertigkeiten integriert werden und zugleich neue Fertigkeiten erworben werden müssen. Diese Berufsfelder verlangen eine längere, qualifizierte Ausbildung, die vor allem dann gut zum Tragen kommt, wenn an bereits vorhandene berufliche Qualitäten angeknüpft werden kann. Für die Umstrukturierung ist es wichtig, daß eine größere Zahl bereits ausgebildeter Arbeitskräfte auf die neuen Berufsfelder orientiert wird.
- Zahlreiche Arbeitskräfte aus dem industriellen Bereich scheiden trotz qualifizierter Ausbildung aus dem Erwerbsleben aus, weil ihre Berufe nicht mehr nachgefragt werden. Dies gilt in ähnlicher Weise für die große Zahl von Frauen, die nach der Familienphase in ihren erlernten Berufen nicht mehr unterkommen, weil sich diese im Laufe der Zeit substantiell verändert haben. Es gibt also größere Gruppen von Arbeitskräften, die eine Erwerbsarbeit suchen, aber keine Chance haben, weil ihnen eine zeitgemäße, qualifizierte längere Berufsausbildung fehlt. Die gegenwärtige große Krise des Arbeitsmarktes ist auch eine Krise des Ausbildungssystems.

Daher will ich ein künftiges Organisationsmodell der Berufsausbildung, wie es mir sinnvoll erscheint, in seinen Rahmenbedingungen vorstellen, ohne frei-

lich auf ökonomische und finanzielle Zwänge konkret einzugehen – eine Utopie also. Der Kern des Modells lautet: Insgesamt werden die Bürger und Bürgerinnen 20 Jahre in Bildungssystemen verweilen. Davon werden zwölf Jahre auf das allgemeinbildende Schulwesen entfallen, die komplett nacheinander geleistet werden müssen. Für das berufsbildende Schulsystem bleiben acht Jahre, die in verschiedenen Etappen absolviert werden können. Entscheidend sind zwei Aspekte: Es besteht der Anspruch auf acht Jahre Berufsausbildung, und es müssen öffentliche Institutionen sein, in denen dieser Anspruch realisiert wird. Mehr oder weniger kurze Phasen der betrieblichen Weiterbildung oder der Qualifizierung nach dem Arbeitsförderungsgesetz (AFG) fallen nicht unter das Kontingent des Anspruchs auf berufliche Bildung.

Wandel der Anforderungen

Es kann als sicher gelten, daß die derzeitigen (Noch-) Industriegesellschaften den Wandel zur Dienstleistungs- bzw. Informationsgesellschaft nur bewältigen können, wenn sie über gut ausgebildete Erwerbspersonen verfügen. Insbesondere Europa ist als rohstoffarmer Kontinent darauf angewiesen, Produkte und Dienstleistungen herzustellen und zu verkaufen. Der Erhalt des Lebensstandards hängt in erheblichem Maße von der Qualität und Nutzbarkeit der Ausbildung ab. Dies ist zwar in dem Konzept des „life long learning“ aus den sechziger und siebziger Jahren bereits vorgedacht, jedoch institutionell nie richtig umgesetzt worden.

Die „Halbwertszeit“ des Wissens wird immer kürzer. Dies bedeutet, daß die Erwerbspersonen auch in späteren Phasen ihres Berufslebens längere Passagen im Ausbildungssystem zubringen müssen. Bislang ist dieser Prozeß aber eher anarchisch organisiert: Es handelt sich um mehr oder weniger knappe Bildungszeiten, die das Unternehmen oder die Arbeitsverwaltung organisiert. Es sind fast immer Prozesse der Anpassung von Qualifikationen und weniger des grundlegenden Neuerwerbs von Wissen – vielleicht für eine ganz neue Berufstätigkeit.

Wenn vermieden werden soll, daß betriebliche Bedürfnisse oder die Politik der Arbeitsverwaltung über den Weg der Anpassungsqualifizierung das Schick-

sal beruflicher Karrieren steuern, ist es erforderlich, daß ein rechtlicher Anspruch auf eine frei wählbare, weitere berufliche Qualifizierung besteht, die zeitlich einen größeren Umfang haben muß, als die heutigen Maßnahmen. Lebensgeschichtlich dürften solche Zeiten hauptsächlich im Alter von 35 bis 45 Jahren angesiedelt werden. Dies hätte einen weiteren positiven Effekt: Insbesondere Frauen könnten nach der Familienphase einen kompletten beruflichen Neustart wagen, der persönlich geplant ist und nicht den Bedarfsplanungen der Arbeitsverwaltung folgt. (Ein wichtiges Motiv der Arbeitsverwaltung besteht in der statistischen „Bereinigung“ des Arbeitsmarktes: Erwerbspersonen, die länger arbeitssuchend sind, werden in Kurse vermittelt, damit sie nicht mehr in den Statistiken auftauchen. Die Qualität dieser Kurse ist sehr unterschiedlich; häufig handelt es sich um kurzfristige Maßnahmen von wenigen Monaten.)

Dieser gesellschaftliche Anspruch auf eine zweite oder weitere freie Berufswahl hat jedoch nur eine reale Chance, wenn die Kosten, einschließlich die der Lebenshaltung, durch staatliche Transferleistungen gesichert sind. Dies erfordert neues Denken, da die Berufsausbildung derzeit in jungen Jahren absolviert wird, in denen entfaltete Ansprüche auf Lebenshaltung noch nicht bestehen. Jemand, der mitten im Erwerbsleben einen neuen Anfang realisieren will, kann aber nicht mit dem Salär von Auszubildenden, Studenten oder den derzeitigen Lohnersatzleistungen der Arbeitsverwaltung abgefunden werden. Jedenfalls würde eine solche finanzielle Situation nicht die freie Berufswahl in der Mitte des Lebens begünstigen.

Berufliche Bildung sollte – wie auch das allgemeinbildende Schulsystem – zur gesellschaftlichen Aufgabe erklärt werden. Dies bedeutet, daß die Absolvierung der beruflichen Bildung für den einzelnen kostenfrei bleiben muß. Ebenso muß der Lebensunterhalt gesichert sein. Da seit einiger Zeit Tendenzen in eine andere Richtung weisen (stärkere Selbstbeteiligung), ist die Betonung der gesellschaftlichen Aufgabe der Berufsausbildung wichtig. Dies gilt gerade in Zeiten, in denen die individuelle Lebensgestaltung als allgemeiner Trend andere, eher sozial geprägte Inhalte dominiert.

Ohne gesellschaftliche Regulative geraten zu viele Einzelne in privatwirtschaftliche oder staatliche Abhängigkeiten.

Ganz unbekannt sind diese Vorstellungen einer neuen Organisation der Berufsausbildung in der bisherigen Praxis nicht. Man denke an die Forschungssemester von Professoren, an das „Sabbatjahr“ oder ähnliche Modelle. In nahezu allen Fällen handelt es sich aber um besonders privilegierte Gruppen, die längere Phasen der beruflichen Bildung in der Mitte des Lebens beginnen können. Diese Entwicklungschance sollten alle Erwerbstätigen nutzen können.

Einige Beispiele können das Modell verdeutlichen. Man kann sich vorstellen, daß jemand nach einer zwölfjährigen Schulzeit eine kaufmännische Lehre absolviert und – nach einer Phase der Erwerbstätigkeit – mit 35 Jahren ein betriebswirtschaftliches Studium anschließt. Genauso vorstellbar ist aber auch, daß aus der beruflichen Tätigkeit ganz andere Interessen erwachsen, die einer längeren professionellen Festigung bedürfen, um den künftigen Lebensunterhalt zu garantieren. Eine andere Variante wäre ein Hochschulprofessor, der im Alter von 45 Jahren den Beruf des Kfz-Mechanikers erlernt. Er kann dies, nachdem er sich endlich von den sozialen und psychischen Blessuren aus Elternhaus, Schule und Hochschule emanzipiert hat, mit dem Anspruch auf eine Berufswahl, die seinen Bedürfnissen entspricht.

Welche Inhalte?

Prognosen und Szenarien über künftige gesellschaftliche Anforderungen zu entwickeln, ist nicht Aufgabe dieses Beitrags. Dennoch sollen – unabhängig von den fachlichen Anforderungen künftiger Berufsfelder – einige Trends dargestellt werden, auf die berufliche Bildung in der Zukunft eingestellt sein muß.

Im Zeitalter der Informations- und Dienstleistungsgesellschaft ist es selbstverständlich notwendig, daß die neuen Informationsmedien beherrscht werden. Es kommt aber wesentlich auch darauf an, daß die Erwerbstätigen ein Gespür dafür entwickeln, wie die Informationsmedien die Arbeitswelt gestalten und verändern. Entscheidend wird es sein, die sozialen Beziehungen in der Arbeitswelt im demokratischen

Sinne zu beeinflussen und dazu die Potentiale der neuen Medien zu nutzen. Einige Stichworte mögen andeuten, in welcher Richtung dieser Prozeß verlaufen könnte: Ergonomie und humane Arbeitsgestaltung, Datenschutz und informationelle Selbstbestimmung, Partizipation und Mitbestimmung bei der Arbeitsgestaltung.

Moderne Produktions- und Dienstleistungsverfahren setzen in der Regel auf erhöhte menschliche Kooperation. Es ist zwar ganz und gar nicht das Ende des Maschinenzeitalters angebrochen. Aber die Vorstellungen einer total durch Rechner und Maschinen gesteuerten Arbeitswelt verschwinden immer mehr aus den Köpfen der Planer und Manager. Soziale Kreativität, Teamfähigkeit und verwandte soziale Kompetenzen sind zunehmend gefragt. Dies steht gewissermaßen im Widerspruch zum allgemeinen Trend der Ellbogenmentalität. Vielleicht gilt es, das Kollektiv in neuer Gestalt zu entdecken.

Im Prozeß des zusammenwachsenden Europas wird es auch darauf ankommen, daß kulturelle Kompetenzen erworben werden. Am ehesten mag dies noch für die Sprachen einleuchten. Die Menschen werden aber ihre ausländischen Partner nicht nur verbal verstehen müssen. Sie sollten auch in der Lage sein, deren Denk- und Lebensgewohnheiten sowie kulturellen und sozialen Präferenzen einschätzen zu können. Diese Tendenzen stehen quer zu den fachlichen Anforderungen, was bedeutet, daß sie in die einzelnen Ausbildungsgänge integriert werden müssen.

Die Institutionen der Berufsausbildung (Unternehmen, Berufsschulen, berufliche Vollzeitschulen und Hochschulen) werden für ein solches neues System ihre Bildungsangebote dramatisch verändern müssen. In der Zukunft wird ein modulares System kürzerer, aufeinander bezogener Ausbildungsgänge wichtig werden. Dies wird im übrigen durch die zwölfjährige Dauer der allgemeinbildenden Schulzeit erleichtert. In erster Linie trifft diese Forderung die schulischen Komponenten der Berufsausbildung und nicht die Unternehmen. Am einschneidendsten ist die Universität betroffen, deren Mitglieder längst nicht alle wissen, daß Berufsausbildung eine ihrer zentralen Aufgaben ist. Hier könnten Sanktionen in Form von drohenden Mittelkürzungen hilfreich sein.

Was bedeutet dies für die Institutionen der Berufsausbildung?

Die Unternehmen müssen die betrieblichen Kurse straffen und sich von der Vorstellung verabschieden, daß Auszubildende billige Arbeitskräfte sind. Dies wird dringlicher, weil in der Zukunft auch ältere Erwerbstätige mit entsprechend entwickelten finanziellen Bedürfnissen in eine betriebliche Ausbildung gehen können. Die Berufsschulen werden von Komponenten der Allgemeinbildung entlastet, weil dies in der reformierten zwölfjährigen Schule geleistet wird. Sie müssen dafür die geschilderten sozialen Komponenten verstärkt in den Lehrplan integrieren.

Die beruflichen Vollzeitschulen müssen ihr Angebot stärker an der Wirtschaft orientieren. Man denke nur an die zahlreichen Hauswirtschaftsschulen. Die beruflichen Vollzeitschulen werden weniger Stationen eines zweiten Bildungsweges sein, der in den 70er Jahren aufgebaut werden mußte, weil der „erste“ Bildungsweg sich als nicht ausreichend reformierbar erwies. Für zahlreiche Absolventen der beruflichen Vollzeitschulen besteht das wichtigste Motiv für den Besuch der Institution im Erwerb der Fachhochschulreife. Die dargestellten sozialen Komponenten der Berufsbildung müssen ebenso in die kürzeren Ausbildungsgänge der beruflichen Vollzeitschulen einkehren. Ausbildungsgänge, die überflüssig geworden sind, müssen auch aufgegeben werden können. Das betroffene Lehrpersonal kann dann einen neuen Kurzstudiengang an einer Hochschule absolvieren, um sich für künftige Aufgaben in der Berufsausbildung zu qualifizieren, oder einfach einen anderen Beruf erlernen – der Anspruch dazu besteht ja.

Am stärksten werden die Universitäten betroffen sein. Kürzere Studiengänge müssen konzipiert werden, die tatsächlich zu einer Berufstätigkeit führen können. Sieht man von den Abschlüssen mit Staatsexamina bzw. den Ingenieurstudiengängen ab, ist das wesentliche Ausbildungsziel an den Universitäten der Beruf des Hochschullehrers. In der Regel sollten die Hochschulabsolventen erst einmal einen Beruf außerhalb der Hochschule ausüben, ehe sie sich einer Zusatzqualifizierung für ausgesprochene Forschungstätigkeiten unterziehen. Das geplante

Zeitbudget für Berufsausbildung beträgt acht Jahre. Nach einem maximal vierjährigen Grundstudium bleiben noch vier weitere Jahre übrig, die ausreichen müßten für jene, die langfristig in Forschung und Lehre tätig sein wollen. Der Anteil der Forschung an den Hochschulen wird ohnehin weiter zurückgehen, da sie sich noch stärker als bisher in private und öffentliche Forschungsinstitutionen außerhalb der Hochschulen verlagern wird. Wichtig ist aber der Praxisbezug, der durch die Berufstätigkeit außerhalb der Hochschule nach Abschluß des Grundstudiums erworben wird. Im übrigen wird dadurch eine Öffnung der Hochschulen für die Interessen der Gesellschaft bewirkt, der sie sich bislang mit Erfolg verschließen konnten. Dies belegen beispielsweise die wenigen Seiteneinsteiger in hohen akademischen Positionen: An den Universitäten wird Anpassung stärker mit Karriere belohnt als die praxisbezogenen Positionen jener Seiteneinsteiger – es sei denn, sie entsprechen den wirtschaftlichen Bedürfnissen der einzelnen Institute.

Eine Anmerkung zur notwendigen Schulreform

Die Berufsausbildung der Zukunft ist nicht vorstellbar ohne dramatische Änderungen des allgemeinbildenden Schulwesens. Die endlose Diskussion um das dreigliedrige System muß ein Ende finden. Deshalb heißt die Forderung: Eine Schule für alle. Selbstverständlich sollten Schüler in Gruppen mit relativ homogener Leistungsfähigkeit zusammenarbeiten. Einen Ansatz dazu bietet die heutige Organisationsform der Gesamtschule. Im übrigen müßte das System der Leistungskurse und Abwahlfächer abgeschafft werden. Es hat sich nicht bewährt und entspringt im wesentlichen der Hybris der Universitäten, die zukünftig eine andere Rolle spielen sollen. Es ist nicht einzusehen, daß junge Menschen durch eine scheinbar „demokratische“ Fächerwahl zum Opportunismus und zur Bequemlichkeit gedrängt werden oder frühzeitig auf Fachrichtungen festgelegt werden, deren Anforderungen sie letztlich nicht abschätzen können. Lernen darf nicht bequem gemacht werden, Faulheit sollte nicht gefördert werden, und frühzeitig spezialisierte Fachidioten werden nicht gebraucht.



Evaluation der Evaluationen

von Herbert Temmes

Die Schlagzeilen häufen sich auffällig, obwohl das Thema seit gut zwei Jahrzehnten in der Diskussion ist: Mehr Wettbewerb an und zwischen den Universitäten, mehr Wettbewerb sowohl auf nationaler als auch auf internationaler Ebene. Von der Bildung als Standortfaktor, (über)lebenswichtigem Kapital und wichtigster (human) resource der Republik ist allerorten die Rede, und die wenigen vernehmbaren Stimmen, die sich gegen das Schlagwort der Bildung als Ware und der sprichwörtlichen Vermarktung der Hochschulen zur Wehr setzen, stoßen in der öffentlichen Diskussion immer weniger auf Gehör. Die optimale Vorgehensweise, um die Universitäten reif für den „struggle for life“ und „the surviving of the fittest“ in der sich verändernden „Marktlage“ zu machen, hat sich noch nicht herauskristallisiert, aber es werden hierzulande vor allem die angelsächsischen Universitäten angepriesen. Gleichzeitig werden Wege gesucht, die zumindest eines erleichtern sollen: die Entscheidung darüber, was, d.h. welche Hochschule, welche Fakultät, welcher Fachbereich oder letztlich welches Studienfach überhaupt noch unterstützenswert ist, womit vor allem finanzierungswürdig gemeint ist. Evaluationen und Rankings (Ranglisten) werden in dieser Diskussion als Allheilmittel und Wunderwaffe gehandelt und auch eingesetzt. So ist z.B. die Entscheidung darüber, welche Fächer der Saaruniversität für die geplante „Hochschule 2000“ noch in Frage kommen, bis zu dem Zeitpunkt aufgeschoben, an dem die einberufene Gutachterkommission ihre Ergebnisse vorlegen wird.

Nachdem eine Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages im Jahre 1976 dazu anregte, Lehre und Forschung an den Universitäten in den Blick zu nehmen und daraufhin zu überprüfen, was und mit welchem Aufwand dort geleistet werde, gingen wissenschaftliche wie von den Medien getragene Untersuchungen daran, dem Phänomen „Leistung“ an den Hochschulen auf die Spur zu kommen. Mit der Diskussion um die Bewertung von Lehre und Forschung wird die Fragestellung verknüpft, ob und wie die teilweise schon durchgeführten bzw. in Aussicht gestellten Analysen auch reale Folgen für die Hochschulen zeitigen können. Unter diesen Folgen ist in erster Linie die Bemessung der Mittelzuweisungen zu verstehen, die für die Hochschulen insgesamt zur

Verfügung gestellt werden. Die allseits proklamierte Knappheit der finanziellen Mittel, die überall zum Sparen zu zwingen scheint, heizt die Diskussion zusätzlich an: Ob das Gesicht der zukünftigen Universitäten dem heutigen noch gleichen wird, ist mehr denn je in Frage gestellt. Der derzeitige Sparzwang scheint es zu gebieten, den Ergebnissen vorhandener Evaluationen und Rankings endlich Folge zu leisten, und die Spreu vom Weizen zu trennen. Indem diese Untersuchungen zur Grundlage politischer Entscheidungen gemacht werden, erhalten die Universitäten den Schwarzen Peter zurück, da sie dazu genötigt werden, sich in der herrschenden Spardiskussion dem Diktat zu beugen. Sie selbst sollen die Daten dafür liefern, wo Einsparungen vorgenommen werden können, ohne daß dahinter eine richtungsweisende Entscheidung von Seiten der Politik für eine reformierte Universität auch nur zu ahnen wäre. Die nun schon in die dritte Dekade gehende Diskussion um den Wert und die Legitimität einzelner Forschungsbereiche wird derart unter öffentlichem Druck geführt, daß sinnvolle Lösungen kaum mehr zu erwarten sind.

Steuerungsmechanismen und -instrumente der Hochschulen

Noch als Präsident der Universität Dortmund hielt der jetzige Direktor des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE), Prof. Dr. Detlef Müller-Böling, im Rahmen einer Fachtagung der Hochschulrektorenkonferenz einen Vortrag zum Thema „Instrumente der Qualitätssicherung: Steuerungsmöglichkeiten und -verfahren“. Darin teilte er die möglichen Steuerungsinstrumente in zwei Großgruppen ein: fremd- sowie selbstbestimmte. Zu den fremdbestimmten Steuerungsinstrumenten zählen danach der Staat, der Arbeitsmarkt, und die öffentliche Meinung. Zu den selbstbestimmten gehören die organisatorische Binnenstruktur der Institution „Hochschule“, die Selbststeuerung der Lehrenden durch die Lernenden und zuletzt die Steuerung durch das Streben der Lehrenden nach Reputation.

Dieser Artikel will aus dem universitären Bereich hervorgegangene Initiativen zur Qualitätssicherung und -bewertung beispielhaft vorstellen und ihre Brauchbarkeit zur Debatte stellen.

Wissenschaftliche Evaluationen

Seitdem die Forderung immer lauter wurde, die universitären Leistungen einer Überprüfung zu unterziehen, wurden die verschiedensten Methoden erprobt, um zu einer relativ sicheren Aussage über das Leistungsniveau an deutschen Hochschulen zu kommen. Eine der frühesten Untersuchungen war diejenige von Spiegel/Rösing aus dem Jahre 1975, der als eine Grundlage die Produktivitätsdaten der Hochschulen dienten, die anhand der Anzahl ihrer Veröffentlichungen festgestellt wurde. Quelle für diese Daten war der 'Corporate Index' des Science Citation Index des Institute for Scientific Information. Spiegel/Rösing stellten sowohl die absoluten als auch die relativen Zahlen der Veröffentlichungen fest. Daraus ergab sich ein sog. Produktivitätsindex für die deutschen Hochschulen. Als weitere Grundlage diente der sog. Zitationsindex, der nach Ansicht von Spiegel/Rösing die Möglichkeit bot, die innerwissenschaftliche „Wirkung“ von Forschungspublikationen auszudrücken. Der Zitationsindex wurde jedoch nicht für alle im Corporate Index aufgeführten Wissenschaftler erstellt. Von den gefundenen Zitaten wurden die Selbstzitate subtrahiert und die verbleibende Anzahl durch die Zahl der zitierten Arbeiten dividiert. Dieser Index spiegelte die durchschnittliche Anzahl der Zitate bezogen auf eine wissenschaftliche Arbeit und ein Jahr. Für die Universitäten ergab sich daraus eine vergleichbare Größe, indem die Wissenschaftler diesen zugeordnet, die Zitationshäufigkeit aufsummiert und durch die Anzahl der Personen dividiert wurde. In der sehr allgemeinen Zusammenfassung der Ergebnisse deuteten Spiegel/Rösing ihre Ergebnisse eher vorsichtig: es habe sich gezeigt, daß erhebliche Unterschiede in der wissenschaftlichen Produktivität deutscher Hochschulen vorhanden seien, und die in einem Fach produktiven erwiesen diese Stärke auch zumeist in anderen. Spiegel/Rösing merkten selbst an, daß ihre Ergebnisse nur sehr beschränkt zu verwerten seien: Der Science Citation Index dokumentiere vor allem Veröffentlichungen in den Naturwissenschaften, der Medizin und den Ingenieurwissenschaften, weshalb die Studie von vorneherein auf diese Fächergruppe beschränkt werden mußte. Darüberhinaus erfasse der Science Citation Index zwar die wichtigsten inter-

national anerkannten Fachzeitschriften, deutsche Wissenschaftler veröffentlichten jedoch in erheblichem Umfang in nur national ausgerichteten Fachzeitschriften, die deshalb nicht erfaßt würden. Schließlich habe die Studie ausschließlich die publizierenden Wissenschaftler erfassen können.

Im Rahmen des „Europäischen Pilotprojektes für die Qualitätsbewertung im Bereich der Hochschulen der Bundesrepublik Deutschland“ wurden u.a. die Fächer Kommunikationsdesign und Maschinenbau/-wesen evaluiert. Das Projekt wurde aufgrund eines Beschlusses der EU-Kommission ins Leben gerufen, und es berücksichtigte ausschließlich Fächer, die in allen EU-Staaten angeboten werden. Ziel des Projektes war es, die Hochschulen dafür zu sensibilisieren, Maßnahmen zur Sicherung der Qualität von Lehre und Forschung zu ergreifen, nationale Verfahren zur Qualitätsbewertung zu erleichtern, und durch Einbringen einer europäischen Dimension Anreize für eine europaweite Transparenz der Studienangebote und -abschlüsse zu liefern. Der Maßnahmenkatalog sah vor allem eine zweigeteilte Evaluation vor, die sowohl die Innen- wie die Außenperspektive berücksichtigen sollte. Die beteiligten Universitäten sollten sich in den genannten Fächern zuerst selbst analysieren (Selbstevaluation), daran anschließend sollte eine externe Experten- und Gutachtergruppe (peer group) die Begutachtung vornehmen. Diese bestand neben dem Vorsitzenden des nationalen Ausschusses aus je zwei universitären wie Fachhochschulvertretern, einem Vertreter der beruflichen Praxis sowie einem Sachverständigen aus dem Ausland.

Bei der an der Universität-Gesamthochschule Essen und der Fachhochschule Hannover im Fach Kommunikationsdesign durchgeführten Analyse lieferten die Selbstberichte vor allem die harten Daten, wie z.B. Zahl der eingeschriebenen Studenten, Anzahl der Professuren und der wissenschaftlichen Mitarbeiter, Anzahl der Diplom-Vorprüfungen oder Zwischenprüfungen, Absolventenzahlen etc. Der Bericht der peer group, der peer-review, stellte für die Universität-Gesamthochschule Essen fest, daß die Ausstattung des Fachbereiches defizitär und zum größten Teil veraltet ist. Betont wurde die Pflicht der öffentlichen Hand, die Grundfunktionen des Lehrbetriebs

durch eine ausreichende und solide Finanzierung sicherzustellen. Desweiteren hob der Bericht das intakte Klima und die funktionierende Kommunikation zwischen Studierenden und Lehrenden hervor, gab jedoch auch zu bedenken, daß die durchschnittliche Studiendauer von 15 Semestern durch eine Straffung des Curriculums und eine verbesserte Führung der Studierenden zu verringern sei. Dabei wurde auch detailliert zu Fragen des Studienablaufs, des Studienangebotes sowie der Prüfungs- und Beratungsverfahren Stellung genommen.

Für den Fachbereich Kunst und Design an der Fachhochschule Hannover wurden im peer-review nachhaltige Änderungen angeregt. So zeigte sich der in 15 Studiengängen aufgeteilte Fachbereich zu zersplittert, was sowohl Probleme für den Studienablauf als vor allem auch für die spätere berufliche Praxis mit sich bringe. Insbesondere die Abtrennung des Bereiches Kunst und seine Angliederung an die in Hannover vorhandene Hochschule für Musik und Theater wurde dringend anempfohlen. Die mangelnde Bereitschaft des Lehrkörpers, sich mit strukturellen Veränderungen des Studienaufbaus und -ablaufs zu befassen, wurde eingehend kritisiert. Es wurde angeregt, eine interne Planungsgruppe zu diesem Zweck einzusetzen, der auch Vertreter der Studierendenschaft angehören sollten. Die von Seiten der Studierenden bemängelte „Isolation“ und „Introvertiertheit“ des Fachbereiches fand ebenfalls Eingang in den Bericht, und es wurde auch hierfür Abhilfe gefordert. Im Gegensatz zum Fachbereich in Essen verfügte jedoch derjenige in Hannover über eine technisch hervorragende Ausstattung, konnte diesen Vorteil aber aufgrund der organisatorischen wie strukturellen Mängel nicht nutzen.

Die Ergebnisse, d.h. die Selbstbewertungen und Gutachterberichte, wurden im Projekt selbst nochmals ausgewertet, und es wurde der Schluß gezogen, daß das anvisierte Ziel, Maßnahmen zur Qualitätssicherung der Lehre an den Hochschule zu treffen und ein handhabbares Verfahren für die Evaluierung auszutesten, insgesamt als erfüllt anzusehen sei. In einem ähnlichen Verfahren evaluierten sich die im „Verbund norddeutscher Hochschulen“ zusammengeschlossenen Universitäten Oldenburg, Bremen,

Hamburg, Hamburg-Harburg, Kiel und Rostock selbst. Konkret übernahmen sie das niederländische Modell, welches ebenfalls einen dualen Aufbau hat, d.h. die Selbstevaluation und die Begutachtung durch eine externe Expertengruppe kennt. Als besonders nachteilig erwiesen sich die hohen Kosten dieses Verfahrens, die sich auf fünfzig- bis achtzigtausend DM je Fachbereich beliefen.

DFG-Fachgutachterquote

Die Berufung eines Wissenschaftlers zum Fachgutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) stellt eine hohe Anerkennung dar, und sie gilt als Qualitätsnachweis für die Leistung des Gewählten, insbesondere auch deshalb, weil die Namen der Berufenen öffentlich zugänglich sind. Die Fachgutachter werden alle vier Jahre von den in Deutschland tätigen Wissenschaftlern gewählt. Eine hohe Quote an Fachgutachtern an einer Hochschule kann daher als Maßstab für das Renommé ihres wissenschaftlichen Personals genommen und somit als Leistungsindikator angesehen werden. Für die Erstellung eines vergleichbaren Leistungsmaßstabes anhand der Fachgutachterquote sind weniger die absoluten Zahlen je Hochschule als vielmehr die Anzahl im Verhältnis zur Gesamtzahl der tatsächlich besetzten Professoren-Stellen von Interesse. Die dadurch errechnete Größe wird als DFG-Fachgutachterquote definiert. In der folgenden Übersicht für die Jahre 1984-1988 zeigt in der Spalte (5) ein Wert größer eins eine Überrepräsentanz, ein Wert kleiner eins eine unterdurchschnittliche Repräsentanz der Wissenschaftler der jeweiligen Hochschule an der Gesamtzahl der DFG-Gutachter an.

Das mit der Berufung zum DFG-Fachgutachter verbundene Renommé fällt auf die Hochschule zurück, und deswegen stellt die Berufungsliste eine Art „Bestenliste“ dar. Dabei finden fächerspezifische Unterschiede in der Auflistung keine Berücksichtigung, sondern es zeigt sich nur das allgemeine Niveau einer Hochschule für den Zeitraum der Wahlperiode.

DFG-Fachgutachterquote der wissenschaftlichen Hochschulen in der Bundesrepublik und West-Berlin, Wahlperiode 1984-1988, ohne Human- und Zahnmedizin

Rang	Hochschule	DFG-Fachgutachter		Professoren-Stellen (C3+C4)		DFG-Fachgutachterquote (2) : (4) (5)
		Anzahl (1)	in % der Gesamtzahl (2)	Anzahl (3)	in % der Gesamtzahl (4)	
1	Göttingen	23	8,01	378	3,72	2,15
2	TU München	19	6,62	327	3,22	2,06
3	Hamburg	18	6,27	363	3,57	1,76
4	Aachen	15	5,23	328	3,23	1,62
	Bonn	22	7,67	482	4,74	1,62
6	Hannover	14	4,88	361	3,55	1,37
7	Konstanz	5	1,74	140	1,38	1,26
	U München	20	6,97	561	5,52	1,26
9	Trier	4	1,39	114	1,12	1,24
10	Regensburg	7	2,44	207	2,04	1,20
11	Braunschweig	8	2,79	251	2,47	1,13
12	NN	8	2,79	258	2,54	1,10
13	Freiburg	8	2,79	262	2,58	1,08
	Tübingen	10	3,48	327	3,22	1,08
15	Bochum	12	4,18	411	4,04	1,03
	Mannheim	3	1,05	103	1,01	1,03
17	Gießen	8	2,79	296	2,91	0,96
	Heidelberg	9	3,14	331	3,26	0,96
	Marburg	7	2,44	257	2,53	0,96
20	Bayreuth	3	1,05	121	1,19	0,88
21	Clausthal	2	0,70	84	0,83	0,84
22	Erlangen-N.	8	2,79	353	3,47	0,80
23	Karlsruhe	5	1,74	256	2,52	0,69
24	Köln	8	2,79	434	4,27	0,65
25	Paderborn	4	1,39	230	2,26	0,62
26	TU Berlin	8	2,79	484	4,76	0,59
27	Münster	8	2,79	502	4,94	0,56
28	Würzburg	4	1,39	275	2,71	0,51
29	Saarbrücken	3	1,05	218	2,15	0,49
30	Mainz	4	1,39	298	2,93	0,48
31	Dortmund	3	1,05	300	2,95	0,35
32	Bamberg	1	0,35	103	1,01	0,34
	Kaiserslautern	1	0,35	106	1,04	0,33
34	Siegen	2	0,70	231	2,27	0,31
35	Augsburg	1	0,35	119	1,17	0,30
36	Kassel	2	0,70	290	2,85	0,24
	Summe	287	100	10161	100,00	

Deutschland – USA: Ein Vergleich

Das so oft ins Feld geführte Argument, die USA sei dem kontinentalen und insbesondere dem deutschen Hochschulsystem gerade im Bereich der Forschungsbewertung Jahrzehnte voraus, führt notwendigerweise dazu, daß Studien darauf abzielen, deutsche und us-amerikanische Hochschulen zu vergleichen. Für das us-amerikanische „Ranking“-Wesen stellte Günther Reuhl fest, daß Evaluierungen einer Vielzahl von unterschiedlichsten Interessen dienen, die sowohl von dem mit ihnen verbundenen Zweck als auch von der veröffentlichenden Stelle her bestimmt seien. Obwohl damit wesentlich einhergehe, daß ihre Ergebnisse keineswegs als gesichert i.S. einer unumstößlichen Wahrheit gelten könnten, gehörten „rankings“ zum Alltag der Hochschulen. Reuhl führt dies auf die bestehende Konkurrenz zurück, durch die darüber entschieden werde, in welchem Maße die Universitäten für Studenten interessant seien und ihnen Mittel zufließen würden.

Es ist allgemein anerkannt, daß vergleichende Rankings nur für einzelne Fachbereiche möglich und sinnvoll durchzuführen sind. Die Studie von Rau/Hummel (1988), die sich auf die Forschungsproduktivität wirtschaftswissenschaftlicher Fachbereiche deutscher und us-amerikanischer Hochschulen beschränkt, wird hier exemplarisch vorgestellt. Die Autoren betonen die Notwendigkeit, auf möglichst eindeutige Indikatoren der Produktivität zurückzugreifen. Als ein solcher Indikator wurde die Publikationsmenge der Hochschullehrer für Volkswirtschaftslehre an den wirtschaftswissenschaftlichen Fachbereichen deutscher Universitäten und von Hochschullehrern in Promotionsstudiengängen von „economic departments“ amerikanischer Hochschulen angesehen. Das ausgewertete Material, für die amerikanischen Hochschulen der Social Science Citation Index, der die ökonomischen Fachzeitschriften auswertet, und für die deutschen Hochschulen fünfzehn deutschsprachige Fachzeitschriften, ergab bei den absoluten Zahlen eine deutlich höhere Produktivität der amerikanischen gegenüber den deutschen Hochschulen. Da jedoch amerikanische Ökonomiedepartments durchschnittlich stärker besetzt sind als die wirtschaftswissenschaftlichen Fachberei-

che deutscher Universitäten, konnten die absoluten Zahlen lediglich diese Überlegenheit demonstrieren. Um zu vergleichbaren Zahlen zu kommen, wurde die relative Produktionsmenge, also Artikel pro Hochschullehrer, berechnet. Die Verhältnisse lagen damit sogleich anders: Der produktivste Fachbereich deutscher Hochschulen, derjenige der Universität Kiel, lag danach im Gesamtvergleich an erster Stelle, weitere drei deutsche Fachbereiche nahmen einen Platz im produktivsten Drittel aller untersuchten Hochschulen ein. Allerdings erwies es sich auch, daß diese vier Fachbereiche eine Ausnahme darstellten, denn das Gros der deutschen Hochschulen lag im unteren Drittel der Skala. Rau/Hummel ziehen nur vorsichtige Schlußfolgerungen: Einerseits verweisen sie zu recht darauf, daß das us-amerikanische System grundsätzlich eine Art Zwang zur Selbstdarstellung mit sich bringe, denn die Renommiertheit des Institutes entscheidet wesentlich über die Studentenzahl und die zur Verfügung stehenden Mittel. Andererseits verhehlen die Autoren nicht, daß die Ergebnisse der Studie nur für die erfaßte Zeit einen Trend anzeigen können. Kulturelle Unterschiede wie die, daß die Ökonomie in den USA traditionell zu den angeseheneren Disziplinen gehört, was in der Folge die Publikationspolitik nicht unbeträchtlich beeinflusst, können in einer solchen Expertise keinerlei Berücksichtigung finden.

* * * *

Evaluationen und Rankings werden derzeit von den verschiedensten Interessenvertretern als Mittel angepriesen, um die deutschen Hochschulen wieder auf Vordermann zu bringen. Dabei wird in auffälliger Weise so getan, als ob das Wissen, was mit Evaluationen und Rankings möglich oder beabsichtigt ist, allgemein verbreitet sei. Es soll der Eindruck erweckt werden, daß es bereits das Instrument gäbe, aus der überall diagnostizierten Misere des Hochschulalltags herauszufinden. Die bisher durchgeführten Evaluationen aber zeigen, daß sie nur im Rahmen klar formulierter Fragestellungen mit Ergebnissen aufwarten können, die auch in die Praxis umzusetzen sind, d.h. zu Verbesserungen im Studienaufbau und -ablauf führen. Die Forschung hingegen lebt geradezu davon, daß es möglich bleibt, zu experimentieren,

Bin ich gebildet?

und das bedeutet auch, Fehlversuche zu riskieren: Erfolgskontrolle und Reflexion über die eigene Arbeit sind nicht ausschließlich durch Wettbewerb und Konkurrenz zu gewährleisten, sondern bedürfen im Gegenteil einer Verankerung in der Person des Forschenden.

In der gegenwärtigen Diskussion um Wettbewerb und Konkurrenz der Hochschulen werden fremde Ansprüche an diese herangetragen. Die Hochschulen sehen sich mit Vorstellungen konfrontiert, in denen sie eher die Stellung eines öffentlich zugänglichen Labors oder einer Lehrwerkstatt haben als einer freien und unabhängigen Institution. Von Seiten der Politik ist man derzeit nur allzu willig, alles dasjenige zu opfern, was keine positive Kosten-Nutzen-Rechnung aufweisen kann. Ohne eine deutlicher akzentuierte Auseinandersetzung darüber, welche gesellschaftliche Stellung die Hochschulen mit den an ihr und teilweise nur an ihr vertretenen Wissensbereichen in den kommenden Jahren einnehmen sollen – wobei nicht schon im vorhinein das Faktum Kostenreduzierung den Spielraum beschränken darf – nutzt das vorschnelle Anpreisen von Evaluationen und Rankings allein dazu, die Öffentlichkeit darüber in Sicherheit zu wiegen, daß es für das angebliche Problem auch ein Mittel gäbe, es zu lösen.

Literatur

Hans-Dieter Daniel/Rudolf Fisch (Hrsg.): *Evaluation von Forschung. Methoden – Ergebnisse – Stellungnahmen*. Konstanz 1988.

Hochschule 2000: *Wirtschaft und Wissenschaft im Dialog*/Bundesverband der Deutschen Industrie. Köln 1990.

Hochschulrektorenkonferenz (HRK): *Europäische Pilotprojekte für die Qualitätsbewertung im Bereich der Hochschulen*. Dokumente zur Hochschulreform 105/1995. Bonn 1995.

Dies.: *Hochschulen im Wettbewerb. Dokumente zur Hochschulreform 96/1994*. Bonn 1994.

Dies.: *Qualität von Studium und Lehre. Dokumente zur Hochschulreform 91/1994*. Bonn 1994.

Dies.: *Konzept zur Entwicklung der Hochschulen in Deutschland. Dokumente zur Hochschulreform 75/1992*. Bonn 1994.

In dieser Zeit der Beliebigkeit, die Kischkernweitspucker und Popelschnipsler zu Sportlern, Schweinehalter und Pinkelbeckenknipsler zu Künstlern und nette Männer zu fähigen Bundesfinanzministern erklärt, ist auch der Bildungsbegriff so schwammig geworden, daß die obige Frage nur zur Provokation mit „Nein“ beantwortet werden dürfte. Nach genügend langem Kramen läßt sich von jedem eine Basis für ein „Ja“ finden. Und nun zu mir. Längs humanistischer Traditionen mit gigantischer Zeitverschwendung ungebildet, auf die Universität gegangen, dort tollkühn die Fächer zu studieren, von denen man am wenigsten abbekommen hatte, dadurch zumindest zum Erlernen einer gewissen Arbeitshaltung gezwungen, von fachlicher Ausrichtung und durch Kenntnis des zweiten Satzes der Thermodynamik der zweiten Kultur (C.P. Snow) zugehörig, die Zunahme der Entropie täglich am Schreibtisch experimentell verifizierend, als PC-Bediener durchschnittlich gewieft, allerdings ohne genauere Kenntnis von inseitigen DIP-Schaltern, als Angehöriger einer sehr jungen Disziplin von großen Anforderungen an historischem Wissen verschont, als Lehrbuchautor wegen Beantwortung aller Fragen von Dozenten geliebt, wegen der Vermehrung potentiellen Prüfungsstoffs von den Studenten eher abgelehnt, zum Diskurs in zwei, zum Witzeerzählen in drei, zum Mißverständnisseproduzieren in zwei weiteren Sprachen in der Lage, zum gepflegten kulturellen Partytalk unfähig, „dieser 89er Chateau Grand Gourque ist ja vorne schön offen, drückt sich aber hinten sehr ab“, erklärungslos gegenüber dem Gebrauch von „an“ in „Lammsoufflet an Himbeerschmuß“, an der Geigenkarriere, genauer dem häuslichen Üben, von der Familie gehindert, zu sporadischem Liedbegleiten auf der Gitarre aber durchaus gefragt, mehrfach mit Höchstkompetenz als Kunstbanause deklariert, weil unwillig, den einsichtig 37 einzig möglichen Kunstrichtungen zu folgen, von der Gedächtnisanlage her unfähig, sich nicht interessierendes Bildungsgut mal eben so einzuverleiben, andererseits gepeinigt von der Unauslöschlichkeit einmal gespeicherter Assoziationen wie Kalifornien – Sacramento, New York – Albany, Wisconsin – Madison, Arkansas – Little Rock und damit schon jenseits des durchschnittlichen amerikanischen Wissensstandes, als Satiriker für die SAARBRÜCKER HEFTE gut genug, für die Regional Harmonists aber schon zu aggressiv, würde ich mir eine solide Halbbildung attestieren.

Juristenbildung

Von Jan Freigang

Reform! Dieser Ruf ist so alt wie die Juristenausbildung selbst. Alle paar Jahre tauchen Thesenpapiere und Vorschlagskataloge auf, man führt eine Reformdiskussion. Juristen sollen zu mehr Verantwortungsbewußtsein erzogen werden, besser auf ihr Berufsfeld vorbereitet werden, die wissenschaftlichen Grundlagen ihres Faches lernen, sich nicht so viel spezielles Wissen einhämmern, sich früher spezialisieren....

Zwischen meist ideologischen Versuchen, die gesellschaftliche Zentrale der Macht zu kritischer Selbstreflexion zu zwingen, und Reformansätzen, die in ihrer Widersprüchlichkeit von der totgeschwiegenen Ungeklärtheit der Rolle des Juristen und des Rechtszeugen, ist eigentlich alles schon mal vorgeschlagen worden.

Der zu Reformierende, das heißt der Student der Rechte, hat manchmal auch eine Meinung zur Reformdebatte, aber nur manchmal. Denn jeder Gedanke, der nicht auf examensrelevanten Stoff konzentriert wird, gilt als verschwendet. Die Rigidität, mit der die Prüfungsordnung und nichts als die Prüfungsordnung punktgenau die Studienpläne vieler Studenten bestimmt, beweist vielleicht die Gesetzes- und Systemtreue der zukünftigen Rechtsexperten. (Zumindest im Hinblick auf die Juristenausbildungsordnung, die Diebstahlrate in den juristischen Bibliotheken ist enorm.) Die für die Ausbildung Verantwortlichen sollte diese Einstellung nachdenklich stimmen. Aber wer macht eigentlich die Juristenausbildung?

Nach § 1 Abs. 1 Juristenausbildungsgesetz des Saarlandes gliedert sich die juristische Ausbildung in Universitätsstudium und Vorbereitungsdienst (Referendariat). Zwischen Norm und Realität hat sich hier allerdings schon lange eine dritte Instanz geschoben, der Repetitor.

90 Prozent der Studierenden im Fach Jura (realistische Schätzung, es geht „fast jeder“ zum Repetitor) zahlen inzwischen de facto Studiengebühren an Privatunternehmen, die mit „gehirngerechtem Lernen“ und „Bestnoten im Staatsexamen“ werben. Dort wird der Pflichtstoff – und kein Paragraph mehr – den Teilnehmern mundgerecht serviert, die ihn in mecha-

nischem Stumpfsinn schlucken und sich im Reproduzieren üben. Die Vorlesungssäle füllt hingegen ab dem 4. Semester nur noch eine Randgruppe Unverbesserlicher.

Selbst schuld, könnte man meinen, wenn das Studentenvieh so blöd ist, freiwillig 2000,- DM für das „Staats“examen zu zahlen. Eher drängt sich die Frage auf, wie die rechtswissenschaftlichen Fakultäten es schaffen, die überwiegende Mehrheit der Studierenden davon zu überzeugen, daß sie an der Uni nicht ausreichend auf das Examen vorbereitet werden. Oder wie sie das schaffen dürfen. Immerhin gibt es nur ganz selten einmal Professoren, die – wohl auch nur in Anflügen von Jähzorn über die faulen Studenten – lauthals von sich geben, für die Lehre nicht zuständig zu sein. Auf die Mittel, die der juristischen Fakultät zugewiesen werden, hat sich deren Abschied von der Lehre jedenfalls noch nicht negativ ausgewirkt. Und wenn es nur wenige brauchbare Veranstaltungen zur Examensvorbereitung gibt, dann liege das selbstverständlich daran, daß die Studis sowieso zum „Rep“ rennen. Die Diskussion über das Verhältnis von universitärer und privat vermarkteteter Examensvorbereitung erinnert zunächst an jene über die Reihenfolge von Huhn und Ei. Aber nur zunächst, weil bald zum Vorschein kommt, daß jede Innovation der universitären Ausbildung dem Veröffentlichungstrieb der Professoren im Weg und damit wegzudiskutieren ist. Wie soll auch ein Professor neben all seiner Arbeit Zeit für Studenten haben. Z.B. jener Saarbrücker Jurist, der kürzlich einen wohl satirisch gemeinten Artikel publizierte, indem er vorrechnet, daß der Tag eines Professors mehr als 24 Stunden lang ist. *Iudex non calculat...*

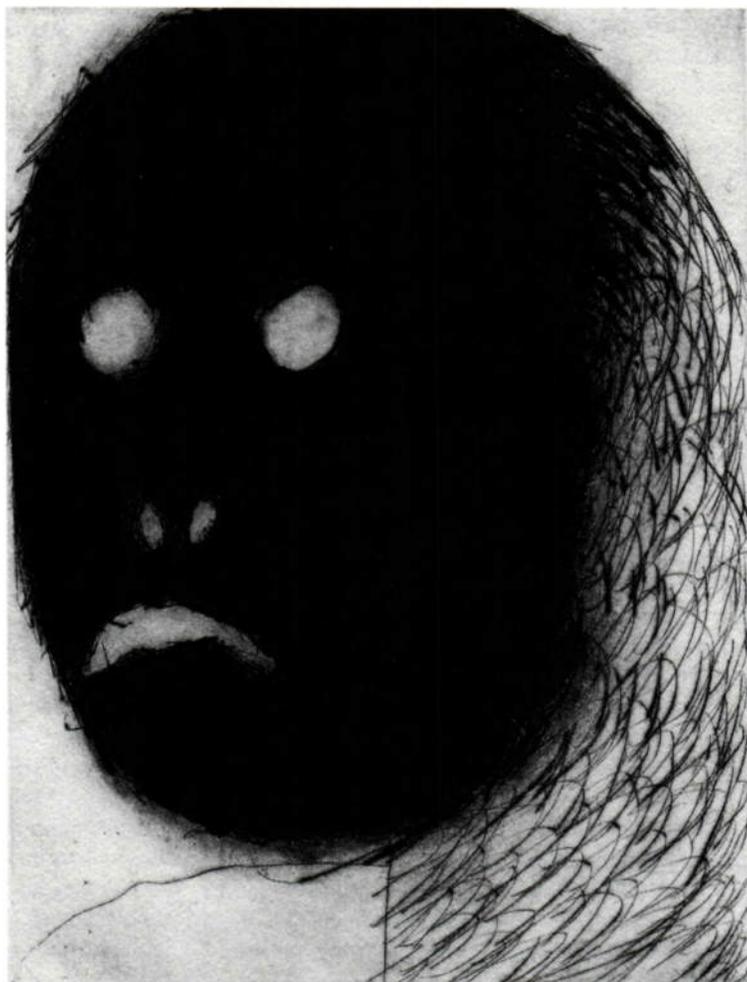
Wenn aber der normale Jurastudent von der Universität alleine nicht auf das erste Staatsexamen ausgebildet wird, dann müßte man doch entweder das Examen ändern oder die universitäre Ausbildung. Am besten gleich beides, liegt mir auf der Zunge.

Während einige Professoren bereits virtuelle Übungen oder Cyberprozeßakten (Heinz Beckers Auto-unfall) im Internet anbieten, werden sich bald alle auf ihren Lehrstühlen anschnallen müssen. Der Staat spart, da ist niemand gefeit, auch nicht die sicher durch die Jahrhunderte geboxte Juristenausbildung.

So soll z.B. das seit dem 18. Jahrhundert existierende Referendariat abgeschafft werden. Eine edel klingende Begründung ist auch schon gefunden: Ein zukünftiger Wirtschaftsjurist oder Anwalt soll nicht mehr die aufwendigen Stationen bei Gerichten und Verwaltung durchlaufen und die „Befähigung zum Richteramt“ erwerben müssen. Die Ausbildung für bestimmte Berufsfelder soll entstaatlicht und in Anwaltschaft und Wirtschaft verlagert werden. Der Anwaltverein reibt sich schon die Hände, daß er seinen Nachwuchs in Zukunft selbst kontrollieren kann, während gleichzeitig schon im Studium – siehe da – mehr Praxisbezüge und „andere“ Inhalte vermittelt werden sollen. Diese angesichts der Globalisierung (im Recht?) angeblich notwendige Verkürzung, Dif-

ferenzierung und damit Angleichung der Ausbildung an unsere europäischen Nachbarn, die ihr eigenes System übrigens immer kritischer beäugen (Frankreich), könnte die deutschen Juristen eher unflexibler als wettbewerbsfähiger machen.

Ein Holterdipolter-Abschied vom Einheitsjuristen aus Kostengründen wird jedenfalls nicht die Reformdiskussion beenden und schon gar nicht die tatsächlichen Probleme lösen, sondern eher neue schaffen. Der einzige Ausweg aus der Krise besteht dann darin, daß der von dem ganzen Kuddelmuddel verwirrte Student der Rechte sein Recht auf Selbstreflexion und Mitteilung derselben entdeckt. Dann wird das Chaos zwar noch größer, aber endlich kreativ.



Zwei Welten

Von Armgard Müller-Adams

Dies ist eine Geschichte aus zwei Welten. Die eine liegt verträumt im Stadtwald von Saarbrücken oder auch versprengt in der Stadt Leipzig, die andere mitten im Gewühl der Fußgängerzonen oder vielleicht in einem großen Bau vor den Toren der Stadt. Ich bin eine von vielen modernen Weltenbummlerinnen, die nicht mehr von Kontinent zu Kontinent reisen, sondern zwischen diesen beiden Welten hin- und herwandern, im Gepäck nur das absolut Lebensnotwendige: Lohnsteuerkarte, Vorlesungsverzeichnis, Uhr und Drahtseil (für den berühmten Akt).

Meistens glückt der auch ganz gut – mein Tag ist eingeteilt in vier Stunden am Arbeitsplatz und vier Stunden an der Uni. Trotzdem bin ich selten zufrieden. In dem Bus, der zwischen den zwei Welten verkehrt und nicht nur mich vom Arbeitsplatz zur Uni bringt, wird die Spannung deutlich spürbar, läßt aber nach, sobald ich im Seminar sitze. Ich bin froh, wieder einmal die Metamorphose von der Arbeitnehmerin zur Studentin überstanden zu haben. Umgekehrt verläuft die Wandlung nicht ganz so schmerzlos – ich sitze (nach „getanem“ Studieren) an meinem Arbeitsplatz und merke, daß ich eigentlich doch lieber in der Vorlesung säße (das ist sehr befremdlich). Außerdem war da noch das Referat nächste Woche, für das ich dringend... Ganz schlimm wird es aber, wenn ich mir die stillen Wände der Bibliothek herbeiwünsche. Dann ist jedesmal der Zeitpunkt gekommen, an dem ich beschließe, im nächsten Semester – ganz bestimmt! – nicht wieder zu arbeiten, sondern ausschließlich dem ach so schönen StudentenInnenleben frönen werde.

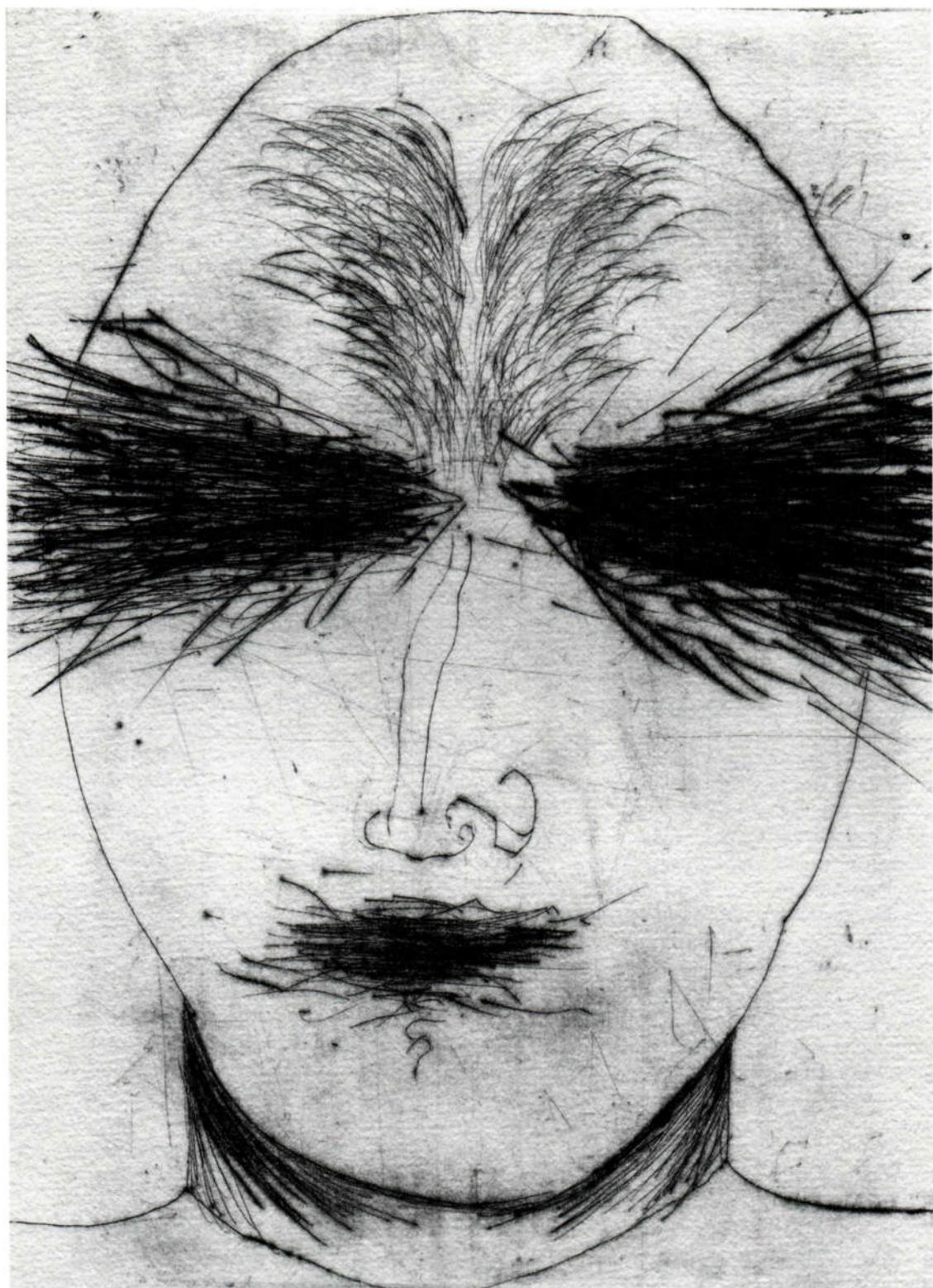
Denn – in der Tat – was soll der Streß? Ich könnte doch in 8-10 Semestern mein Studium abschließen und dann – frisch und unverbraucht – ins Arbeitsleben durchstarten. Doch etliche Unken, unter ihnen KommilitonInnen, BerufsberaterInnen, ProfessorInnen und PersonalchefInnen, riefen mir seit meiner Allgemeinen Hochschulreife zu: „Wehe Dir, wenn Du auf Dein Staatsexamen vertraust.“ Und in ihren Orakeln, besser als Arbeitsmarktprognosen bekannt, erkannte ich folgende Zauberformel: Wenn man zwei Fremdsprachen, gepaart mit Auslandsaufenthalten und mehreren Praktika und etwas Berufserfahrung anrührt bei einer Garzeit von weniger als 27 Jahren, kann dabei ein Job herauspringen. Der passende Spruch dazu: „Wer keine Erfahrung im Beruf hat, bekommt auch keinen!“

Was wie im Märchen klingt, ist leider Realität: ein abgeschlossenes Studium allein qualifiziert längst nicht mehr zum Berufsanfänger. Die Studierenden der 90er arbeiten nicht mehr nur noch, um ihr Studium zu finanzieren, was an sich schon schlimm genug ist, sondern auch noch, um ihre Ausbildung abzurunden. Denn durch die veränderten Bedingungen im Arbeitsleben haben sich auch die Anforderungen an BerufsanfängerInnen geändert. Die deutschen Unis sind aber die alten geblieben. Es sind die PersonalchefInnen und die Universitätspräsidenten gemeinsam, die uns für 6-7 Jahre die Rolle des Zwitterwesens aufzwingen: halb Studentin, halb Arbeitnehmerin. So nehmen sie uns die Chance auf ein intensives und konzentriertes Studium.

Was fehlt, ist zum einen ein Konzept zur Finanzierung des Studiums durch den Staat – angelehnt an das Darlehens- und Zuschußmodell des früheren BaföG – und zum anderen die Möglichkeit, einen universitären Abschluß bereits nach 3-4 Jahren anstatt nach 6-7 Jahren zu erlangen. Zwischen 22 und 25 startet es sich nämlich viel frischer ins Volontariat, Traineeprogramm oder Referendariat als mit 28 oder 30 Jahren. Wer möchte, sollte sich natürlich – genauso wie heute – weiterqualifizieren können und die höheren Weihen des akademischen Lebens erhalten. Oder später, nach gesammelter Berufserfahrung an die Uni zurückkehren.

Aber die deutschen Unis sind unbeweglich. Sie haben Angst vor Qualitätsverlust durch einen früheren „mittleren“ Abschluß und scheuen Maßnahmen zur Intensivierung des Studiums. Ihr schlagendstes Argument ist: „Wie soll der Abschluß denn heißen?“ Offensichtlich versagen angesichts dieser Aufgabe sogar unsere hochgelobten Marketinglehrstühle.

Deswegen werde ich wohl auch weiterhin zwischen den Welten hin- und herpendeln und mich jeden Tag von der Studentin in die Arbeitnehmerin und zurück verwandeln. Eigentlich sollte ich mich auch nicht beklagen, will ich doch im Job Geld und Erfahrungen sammeln. Aber manchmal, wenn ich gegen sechs Uhr nachmittags über den Campus schleiche, der um diese Uhrzeit eher einer ausgestorbenen Cyberspacestadt gleicht, in der es ziemlich viele Monster gibt, fühle ich mich wie jemand, der nachsitzen muß, weil jemand anderes seine Hausaufgaben nicht gemacht hat.



Scharfe Rundungen in deutscher Rechtschreibung

Von Herbert Wender

Anfangs konnte man vermuten, daß sich mit dem Rummel um die Rechtschreibreform in den Medien ein gesteigertes Sprachbewußtsein bemerkbar machen würde. Doch muß man bei diesem Thema ohnehin vorsichtig sein und nicht nur die leidigen Druckfehler – neuerdings stark vermehrt durch die maschinellen Trennfehler, etwa *Po-phimmel* oder *Anal-phabet*, letzteres sinnigerweise im Abdruck eines Leserbriefs zur aktuellen Reformdiskussion – von den eigentlichen Rechtschreibproblemen unterscheiden, man darf bei dieser Gelegenheit auch die gebotene Selbstkritik nicht vergessen: Es ist bedauerlich, wenn in den *Saarbrücker Heften* zu lesen war, daß „schon mehrfach gekreist wurde“ (Heft 77, S. 48), denn das sprichwörtliche „Mäuslein“ wird vom Berg zwar nicht im Kreißaal, aber eben auch nicht auf einer Kreisbahn geboren. Daß unter Bedingungen, die alles andere denn professionell sind, derlei unterläuft, mag für entschuldigbar halten, wer sich daran gewöhnt hat, daß in teuren Büchern einst renommierter Verlage Fehler wie „ästhetischer Aristokratismus“ (statt: Aristokratismus) oder „Sakasmus des Schulmeisters“ unkorrigiert in Druck gehen.

Kurzer Process mit Kafka

Warum also sollte sich in der Redaktion einer Tageszeitung, in der halbfette Bildunterschriften wie „Marco klingt sich ins Internet ein“ oder „Muse in der Bahnhofstraße“ (gezeigt wurde das Szenario des Müßiggangs in der Saarbrücker Innenstadt) zur Gewohnheit wurden, jemand finden, den die Rundungen des scharfen β und des im Doppel nicht weniger scharfen s zu mehr als einem schnellen Zeilengeld reizen würden? Einen ganzen Monat mußte man warten, bevor schließlich zwei Leserbriefe im sogenannten „Kulturleben“ zur Sache kamen: zur Rechtschreibung eines Romantitels, mit dem in einem Interview – „Kafkas *Prozeß* oder *Prozess*?“ (SZ vom 25. Juni 1997; Leserbriefe am 31. Juli) – ein recht erbärmliches Verwirrspiel veranstaltet worden war.

Die volle Absurdität des Vorgangs ist erst zu ermes- sen, wenn man sich vorstellt, daß die Gesprächspartnerin beim Verlag in Frankfurt ein Exemplar des Buches mit dem Titel *Der Proceß* (oder wenigstens einen Verlagskatalog) zur Hand hatte, als der Mann

aus Saarbrücken anrief und seine Frage: „*Prozeß* oder *Prozess*?“ zu Gehör brachte. Die Kurzform dieser Frage lieferte keinen sinnvollen Gesprächsansatz, denn phonetisch ist keine Differenz wahrzunehmen, beim Telephonieren ist weder das dem Fragenden bewußte Problem der Schreibung des Wortendes noch das ihm offensichtlich nicht bewußte Problem im Wortinnern zu erkennen. Folglich mußte der Interviewer explizit verdeutlichen, welche Frage ihn umtrieb, nämlich ob der Verlag bei künftiger Drucklegung des Kafka-Romans nach der neuen Regel verfahren würde, einen scharfen S-Laut nach kurzem Vokal im Schriftbild stets durch Doppel-s wiederzugeben. (Also: *der Kuss, ich küsse, sie küsst* – statt: *der Kuß, ich küsse, sie küßt* – aber weiterhin: *gleißende Scheiße*.)

Halten wir der Verlagssprecherin zugute, daß der Anrufer ihre Aufmerksamkeit auf das Wortende (ab-) gelenkt hat; das orthographische Problem im Wortinnern kam jedenfalls nicht zur Sprache. Wenigstens die Schülerinnen und Schüler, die Kafkas Roman als Lektürestoff des saarländischen Abiturprogramms in der neuesten Taschenbuchausgabe kaufen mußten bzw. müssen, werden ohnehin bemerken, daß unabhängig von dem Eindruck, den der Interview-Abdruck erwecken mußte, schon jetzt keine der beiden vom Interviewer erwogenen Schreibvarianten gedruckt wird. Nur wer kostengünstig gleich die Gesamtausgabe in der soeben verramschten alten Taschenbuchkassette (Herausgeber: Max Brod)¹ erwirbt, liest noch: *Der Prozeß* (auf dem Umschlag) bzw. *DER PROZESS* (auf der Titelseite); die nächste Generation jedenfalls liest stets: *Der Proceß* (auf dem Umschlag, auf der Titelseite und noch einmal freigestellt auf dem Vorschaltblatt vor dem ersten Kapitel)². Möglicher Verwirrung in saarländischen Schulen wollte wohl die zuständige Mitarbeiterin des Landesinstituts für Pädagogik und Medien, der für die Deutschlehrer-Fortbildung zuständigen Behörde, vorbeugen. Ihr Leserbrief verwies auf die aktuelle, von Malcolm Pasley, dem Herausgeber der Kritischen Ausgabe, eingeführte Schreibweise:

Seit dem Erscheinen der Kritischen Kafka-Ausgabe (1990) wird der Titel aber in Kafkas eigener Orthographie wiedergegeben: Kafka schrieb „Der Proceß“!

Unkritische Leser der Kritischen Ausgabe

Die Affäre hat indessen noch eine Pointe, die erst der zweite Leserbrief ins Licht rückte. Die Verlagssprecherin berief sich auf den Willen der Autoren, dem man unabhängig von irgendwelchen Normierungen „in jedem Fall“ folgen werde. (Lassen wir dahingestellt, ob Kafkas Vermächtnis, sein Freund Max Brod möge die Fragment gebliebenen Manuskripte vernichten, nicht doch der wirkliche ‘Wille des Autors’ war, sein ‘letzter Wille’, wie man so treffend sagt...) Auch die Leserbrief-Schreiberin bezieht sich auf den vielgerühmten Meister des Wortes: So schrieb Kafka! Beiden widerspricht der Schreiber des zweiten Leserbriefs:

Das ganze hat nur einen Schönheitsfehler: Kafka höchstselbst schrieb den Titel seines Romans mit eben jenem Doppel-s, das sein eigener Verlag ihm jetzt und künftig verweigern will.

Daß Kafka tatsächlich nicht so schrieb, wie gemeinhin angenommen wird, weil die Texte bisher (und auch in der Kritischen Ausgabe!) anders gedruckt wurden, läßt sich ziemlich schnell ermitteln. Wissenschaftliche Ausgaben wie die von Pasley zeichnen sich ja gerade dadurch aus, daß sie über das Verhältnis zwischen dem Edierten Text, der dann den sogenannten Leseausgaben zugrundegelegt wird, und den Manuskripten, auf deren Grundlage gearbeitet wurde, Rechenschaft ablegen; in diesem Fall geschah das in einem eigenen „Apparatband“, in dem gleich zu Beginn eine „Editorische Vorbemerkung“ auflistet, in welchen Fällen „stillschweigend eingegriffen wurde“. Gleich der erste Punkt betrifft den Eingriff, der Kafkas Wort *Process* allüberall in das gedruckte Wort *Proceß* überführte:

Ersetzung der (im Manuskript durchgehenden) ss-Schreibung durch ß, wo dies der heutigen [1990!] Regelung entspricht

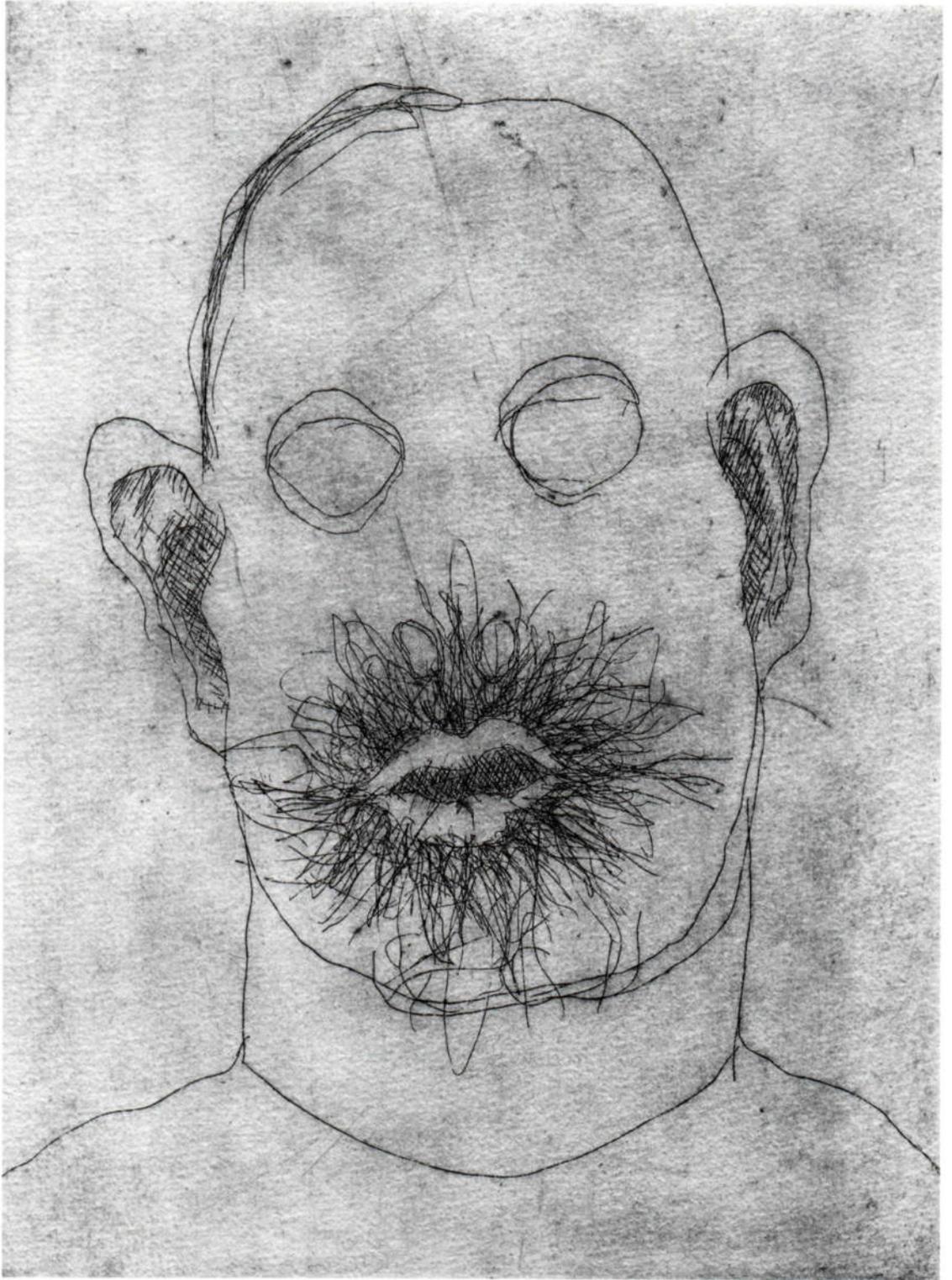
Wenn das aber nicht einmal im Landesinstitut für Pädagogik und Medien zur Kenntnis genommen wird, wer wird dann dem anderen Leserbriefschreiber glauben, einem gewissen „Ralph Schock, Saarbrücken“? Vielleicht immerhin diejenigen, die wis-

sen, daß der promovierte Germanist nicht nur als Literaturredakteur beim Saarländischen Rundfunk, sondern insbesondere auch als engagiertes Mitglied des Schriftstellerverbandes mit dem oft beklagten Konflikt zwischen Autor-Interesse und Verlegerwillkür bestens vertraut ist und daß er als Regler-Editor mit jenem Verlag in enger Verbindung steht, der mit einer Hölderlin-Ausgabe Weltruhm erlangte und Anfang 1995 mit dem Faksimiledruck einer *Process*-Handschrift wiederum weltweit Aufsehen erregte.³

Fragment ohne Titel

Noch Schocks Einlassung zum Thema hat einen kleinen „Schönheitsfehler“, denn „Kafka höchstselbst schrieb“ zwar an Roman-Manuskripten, die bekanntlich Fragment blieben, und er schrieb in den hier maßgeblichen Handschriften *Process* durchgehend „mit eben jenem Doppel-s“; aber bereits im Nachwort zur Erstausgabe von 1925 bemerkte Max Brod: „Das Manuskript trägt keinen Titel.“

In der erwähnten Ramschausgabe war das noch nachzulesen, doch schon die nächste Schüलगeneration wird anderes vermuten müssen — und zwar unabhängig davon, ob die „Editorische Notiz“ am Ende des Buches noch gelesen wird oder eben nicht. Denn bereits wenn es auf dem Titelblatt heißt: „Franz Kafka / Der Proceß / Roman / in der Fassung der Handschrift“ und wenn gleich anschließend dem Romantext ein eigenes Blatt vorgeschaltet wird, das den Titel *Der Proceß* trägt, liegt die falsche Vermutung nahe, das Manuskript begänne mit einem Titelblatt oder zumindest mit diesem Titel. Wenn schließlich in einer editorischen Nachbemerkung vom „Prinzip“ die Rede ist, „die Authentizität des dargebotenen Textes durch den möglichst engen Anschluß an die Handschrift zu wahren“, kann das die Fehlmeinung nur bestärken. Ohne Zusatzinformationen wird niemand ahnen, wie abgründig zweideutig die Behauptung ist, daß in dieser Ausgabe „Texttitel nur dann wiedergegeben werden, wenn sie von Kafka stammen“. In gewisser Weise ‘stammt’ ja der von Max Brod eingeführte Titel tatsächlich ‘von Kafka’, denn im Gespräch mit dem Freund hatte der Autor diesen Arbeitstitel öfter benutzt; nur: ‘geschrieben’ hat er ihn eben nicht.



Bei Manuskriptschluß ist noch nicht abzusehen, welche Weiterungen die gespensterhafte Diskussion um einen ungeschriebenen Titel noch nach sich ziehen wird. Schon jetzt aber darf man wohl festhalten, daß die aktuelle Debatte um die Rechtschreibreform weitgehend sinnlos ist. Die Bezeichnung Schattenboxen wäre eine unverdiente Auszeichnung, denn gerade die punktgenaue Ausführung dieser hohen Kunst vermißt man bei den Rempelen, die uns die unvermeidlichen Talkrunden zum Thema beschern. Ein schöner Treffer des Herrn Denk bleibt immerhin denkwürdig: Es sei, bemerkte er, doch ein Unterschied, ob man sage: *Die Reform wurde schlechtgemacht* (von den Kritikern) oder: *Sie wurde schlecht gemacht* (von den Autoren).

Auf Morgenröte reimt Göte

Trösten wir uns damit, daß es im Saarland nicht schlimmer ist als anderswo, wie ein Blick in die andere SZ, die Süddeutsche Zeitung, zeigen kann. Dort ist schon im Februar eine Sonderbeilage zur Rechtschreibreform erschienen, und das Verwirrspiel um *ss* und *ß* wurde anhand eines Goethe-Gedichts betrieben, dessen drei Abdruck-Varianten das Bayerische Kultusministerium zur Verfügung gestellt hatte.

Übergehen wir die groben Schnitzer, bei denen offen bleiben muß, ob sie vom Ministerium oder von der Zeitungsredaktion zu verantworten sind. Eine Schande ist allemal die Oberflächlichkeit, mit der aus dem Vergleich der Transkription von Goethes Reinschrift, die in Weimar aufbewahrt wird, mit einer nach älteren Gepflogenheiten normierenden Textwiedergabe⁴ und mit einer nach neuer Rechtschreibnorm hergestellten Druckfassung folgender Schluß gezogen wird:

Sämtliche Änderungen nach der Neuregelung stellen die ursprüngliche Schreibung Goethes wieder her. Rettet die Rechtschreibreform am Ende die Sprache Goethes?

Zunächst einmal geht es hier nicht um „die Sprache Goethes“ schlechthin, sondern um die Schreibweise bestimmter Wortformen, und man muß wissen, daß die Gebildeten seinerzeit zwei verschiedene

Schriftsysteme, die lateinische und die deutsche Schrift, beherrschten und daß Goethe in der Zeit der Entstehung des *West-östlichen Divans* (ab Mitte 1814, Erstdruck 1819), aus dem das gewählte Beispiel stammt, beide Systeme nebeneinander benutzte, und zwar für die Reinschriften der *Divan*-Gedichte fast ausnahmslos die lateinische Schrift, in Briefen und im Amtsverkehr aber meistens die deutsche.

Was gewissenhafte Editoren ins Grübeln bringt, sind gerade die Interferenzen im Bereich der s-Laute, denn während in deutscher Schrift zu dieser Zeit bereits das scharfe *ß* geschrieben werden konnte, stand in der lateinischen Schrift kein entsprechendes Zeichen zur Verfügung. Im Zeitalter der Medienkonkurrenz sollte man eigentlich ein eher vertieftes Verständnis der Transformation eines Textes von einem Medium in ein anderes erwarten dürfen. Aber anscheinend wissen heute nur noch wenige um die Probleme, die entstehen, wenn eine Dichter-Handschrift in Satz geht. In keinem Fall kann die Physiognomie einer solchen Handschrift, deren Gestalt immer eindrucksvoller ist als der gedruckte Text, bewahrt werden.

Aufschlußreich ist insbesondere der *Divan*-Erstdruck (Antiqua-Satz) und ein Vergleich mit der zehn Jahre später in Fraktur gesetzten Ausgabe letzter Hand. Im Druck setzte sich seinerzeit die noch uns geläufige *ß*-/*ss*-Unterscheidung durch. Goethe hatte das Glück, beim Erstdruck mit einer außergewöhnlich gewissenhaft arbeitenden Setzerei im benachbarten Jena zusammenarbeiten zu können. In der Antiqua stand sogar ein Lang-s zur Verfügung; diese Letter, die aussieht wie ein f ohne Querstrich, wurde aber nur in Verbindung mit nachfolgendem Rund-s verwendet, und zwar an genau den Stellen, wo später im Fraktursatz die genuine *ß*-Letter eingesetzt wurde – also überall dort, wo sich das Bayerische Kultusministerium freut, daß mit der Rechtschreibreform „Goethes Sprache gerettet“ werde.

Was soll's? Es soll zeigen, daß es gründlicher Vergewisserung und eines vertieften historischen Verstehens bedarf, wenn man sich in Fragen der Sprachkultur verantwortlich äußern will. Ich sage nicht, daß man ein Goethe-Gedicht zerstört, wenn man es nor-

mierend ediert. Das gelänge nicht einmal, wenn man die Interpunktion vollständig wegließe. Aber es geht nicht an, daß man mit leichtfertigem Kurzschließen dem Publikum Sand in die Augen streut.

Auch bei dem erörterten Kafka-Text halte ich die Schreibweise des Titelworts für irrelevant, wenn der Roman in der Schule oder privat gelesen wird – Hauptsache, er wird gelesen und überdacht. Ärgerlich ist nur die Maniriertheit der Neuprägung *Prozeß*, die Genauigkeit vortäuscht und doch nur das Ergebnis einer inkonsequenten Angleichung an spätere Gepflogenheiten ist; wenn schon normiert wird, ist mir *Prozeß* allemal angenehmer zu lesen. Ich habe Verständnis für diejenigen, die das scharfe ß seit je als häßlichen Fremdkörper im Schriftsystem empfinden; dann sollte man *Prozess* drucken; oder eben *Process*, wenn man dem Leser auch *Elbogen* zumutet, 'weil (noch)⁵ Kafka so schrieb'.

Wichtig ist vor allem, daß man weiß, was man tut. Wenn schon ein Kultusministerium an Goethes Handschriften Gefallen findet, sollte es in der Schule gestatten, was seinerzeit üblich war, und mehrere Schreibweisen desselben Wortes als richtig geschrieben gelten lassen: *Schmaragd* wie *Smaragd* und *daß* wie *dass*. Das schließt ja nicht aus, daß man wie zu Goethes Zeiten beim Übergang zum Druck für ein möglichst einheitliches Erscheinungsbild sorgte; heute könnten das die eingebauten Wortlisten der Textverarbeitungsprogramme besorgen.

Wer aber die Reform mit dem Argument unterstützt, künftig würden dann mehr Wörter geschrieben, wie man sie spricht, sollte zurückdenken an die Zeiten ALSMANSOSCHRIEBWIEMANSPRACH. Selbst für so kleine Erfindungen wie den Wortzwischenraum brauchte die Menschheit Jahrhunderte, und kaum jemand wird bestreiten, daß das Lesen einfacher wurde: ALS MAN NICHT MEHR SO SCHRIEB, WIE MAN SPRACH.

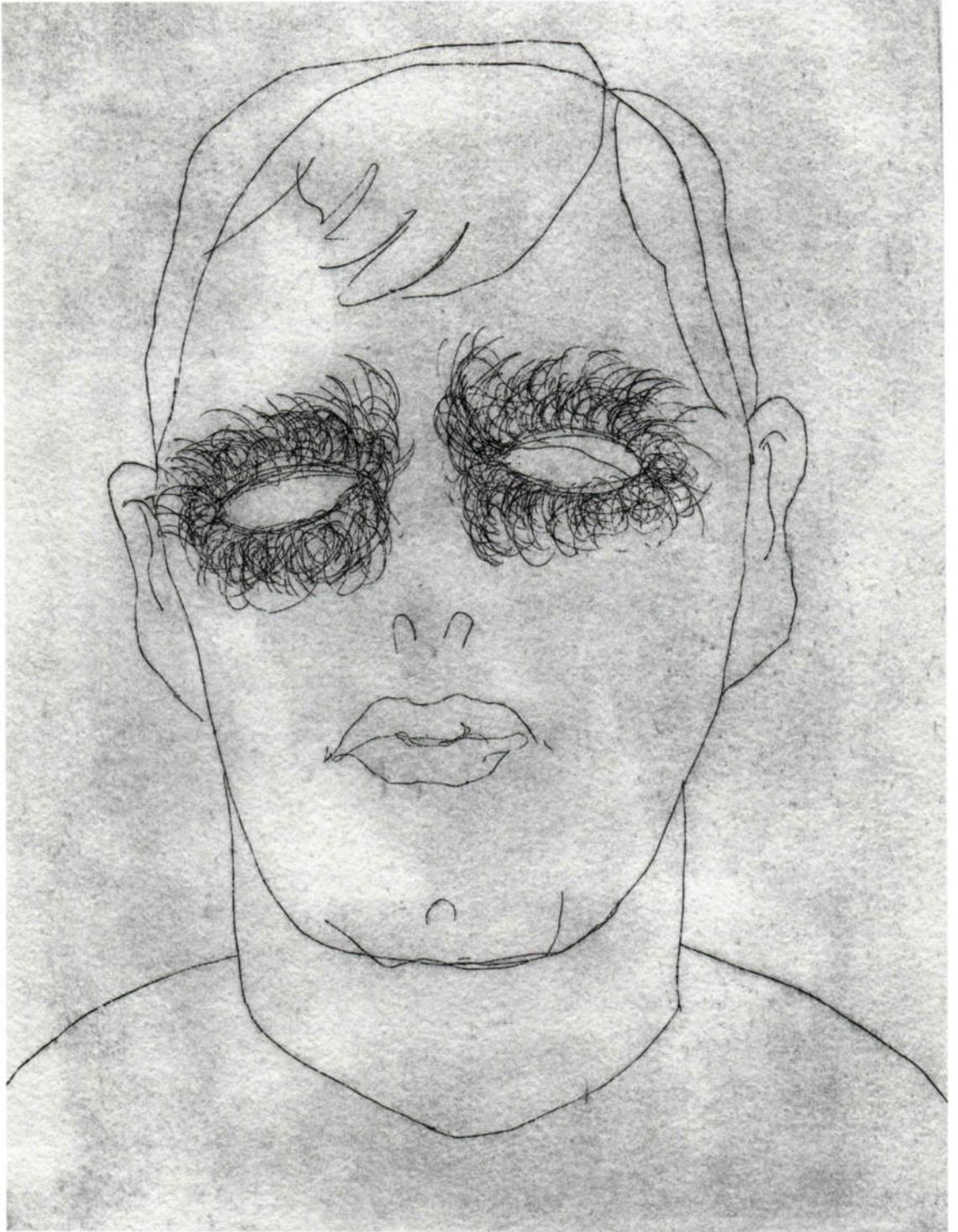
¹ Meine im Frühjahr 1997 gekaufte Kassette stammt aus dem „73.-78. Tausend: Oktober 1996“.

² Hier beziehe ich mich auf die gewöhnliche Schullektüre, das Fischer-Taschenbuch Nr. 12443, und zwar auf ein Exemplar aus dem „21.-30. Tausend: März 1996“; in dieser Form zuerst im November 1994 erschienen.

³ Franz Kafka: *Historisch-Kritische Ausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typoskripte*, hrsg. von Roland Reuß und Peter Staengle. Frankfurt a.M.: Stroemfeld Verlag. Die *Einleitung* erschien 1995; die vollständige Edition der *Process*-Handschrift erscheint im Herbst 1997.

⁴ Nach der *Hamburger Ausgabe*, hrsg. von Erich Trunz, aus dem Jahre 1972.

⁵ Vgl. *Deutsches Wörterbuch* von J. u. W. Grimm, Bd. 3 (dtv-Reprint 1984), Sp. 403: „ADELUNG, in dieser gekürzten, undeutlichen form [sc. ELBOGE] die ursprüngliche erblickend, stellt das wort danach auf und erklärt *ellenbogen* für gemein, oberdeutsch.“



Bildung - eine Phänomenologie

Der Versuch der Redaktion, über die Versendung eines kleinen Fragebogens Ansichten zum Thema Bildung einzufangen und die Diskussion zum Thema ebenso differenziert wie kontrovers anzustoßen, erhielt nicht die gewünschte Resonanz. Bei den angeschriebenen Sportlern, Unternehmern, Redakteuren, Autoren und anderen, die bemüht wurden, mag dies in der Ferne zum Sujet begründet liegen. Bemerkenswerter ist da schon, daß der Bildungsminister und für die Materie beamtete Lehrer ebenfalls außerstande oder nicht willens waren, sich qualifiziert zum Thema zu äußern. Der knapp bemessene Rücklauf überrascht gleichwohl durch die Breite der vorgebrachten Argumente. Man ahnt, daß bei einer offen und öffentlich geführten Debatte andere Bildungs-Bestimmungen herauskämen als diejenigen, die heute, in einer monetaristisch dominierten Diskussion, kursieren.

Unser Fragebogen bat um Statements und Antworten u.a. zu den folgenden Fragestellungen:

1. Versuchen Sie bitte, den Begriff „Bildung“ mit einigen Sätzen zu umschreiben.
2. Haben Sie in der Schule gelernt, Verantwortung zu übernehmen? Falls nein, wo dann?
3. Hat der schulische Bildungserwerb die Entwicklung Ihrer Kreativität eher gefördert oder eher gebremst?
4. Welche Rolle spielt Leistungsdenken in Ihrem aktuellen (Berufs-)Leben? In welchem Maße wurde dieses Leistungsdenken durch Ihren schulischen Werdegang geprägt?
5. Zählen Sie einige für den Erwerb Ihrer Bildung besonders prägende Kontexte/Erfahrungen außerhalb des Schulsystems auf.

Prof.Dr.Nachtigall,

Biologe an der Saarbrücker Uni

- ad 1) Einsicht in kulturelle und natürliche Zusammenhänge unter Berücksichtigung des historischen Aspekts.
- ad 2) Ja, als Klassensprecher. Später als Werkstudent: Eigenverantwortlichkeit.
- ad 3) Eher gefördert; wir hatten einige begeisterte Lehrerpersönlichkeiten.
- ad 4) Ausschlaggebend wichtig. In der Schule eher in quantitativer Hinsicht gefordert.
- ad 5) Gespräche, Veranstaltungen, Ferien/Erholkuren etc., alle aktiv angesteuert.

* * *

Prof. Theo Brandmüller,

Kompositionslehrer und Organist an der Musikhochschule Saarbrücken

- ad 1) Gebildet ist, wer Parallelen sieht, wo andere etwas völlig Neues zu erblicken glauben.
- ad 2) Ich habe Verantwortung auch in anderen sozialen Strukturen gelernt.
- ad 3) Meine Kreativität kam aus der Beschäftigung mit Musikem.
- ad 4) Es wurde geprägt in meiner Schule (humanistisches Gymnasium).
- ad 5) Reisen, Konzertbesuche, Sprachkurse.

ANTWORT
Beantwortung zum Thema Bildung

Eine phänomenologische Eruiierung der 'SAARBRÜCKER HEFTE' zu
einer gesellschaftlich bedeutsamen Thematik

1. Versuchen Sie bitte, den Begriff »Bildung« mit einigen Sätzen zu umschreiben.

BIL
DUNG

SO TUN ALS WÄSSTE MAN NICHTS. DAS HAN NICHTS GEFÜHRT NOCH EIN SATZ ZUR ENTSPANNUNG! HOPE!
NICHTS. DAS HAN NICHTS GEFÜHRT NOCH EIN SATZ ZUR ENTSPANNUNG! HOPE!
NICHTS. DAS HAN NICHTS GEFÜHRT NOCH EIN SATZ ZUR ENTSPANNUNG! HOPE!
NICHTS. DAS HAN NICHTS GEFÜHRT NOCH EIN SATZ ZUR ENTSPANNUNG! HOPE!

2. Haben Sie in der Schule gelernt, Verantwortung zu übernehmen? Falls nein, wo dann?

... DAS HAB' ICH IN PARIS GELEHRT -
UND ZWAR IM HANDUMDREHN ...

3. Hat der schulische Bildungserwerb die Entwicklung Ihrer Kreativität eher gefördert oder eher gebremst?

GEBREMST GEFÖRDERT
!!!

4. Welche Rolle spielt Leistungsdenken in Ihrem aktuellen (Berufs-)Leben? In welchem Maße wurde dieses Leistungsdenken durch Ihren schulischen Werdegang geprägt?

- a) "WER IMMER STREBEND SICH ... WIRD MÜD."
b) IN HÖCHSTEM
c) ... WEISS NICHT HEHR IN WELCHER KLASSE STATT MASSE...

5. Zählen Sie einige für den Erwerb Ihrer Bildung besonders prägende Kontexte/Erfahrungen außerhalb des Schulsystems auf.

DIESE FRAGE BERÜHRT AUFS PEINLICHSTE
MEINEN INTIMBEREICH -
(SOLL NICHT HEISSEN - DASS SIE MICH AM ARSCH VORBEIGEHT).

Husel 6/00/02

Dr. Hanspeter Georgi,

Hauptgeschäftsführer der IHK Saarland

- ad 1) Bildung ist nicht nur das, was die Institution Schule vermittelt oder vermitteln kann, daher: Lesen bildet. Reisen bildet. Lernen bildet. Sport treiben bildet. Internet bildet. Gemeinschaften bilden. Im Team an gemeinsamen Zielen und Werten arbeiten bildet. Entscheidungen treffen bildet. Verantwortung übernehmen bildet. Neugierig sein bildet. Sie sehen: das meiste, was an Bildung geschieht, passiert außerhalb von Schule. So ist der Vollständigkeit halber zu erwähnen: Bildung wächst immer auch durch berufliches Tun. Die Schule hat jedenfalls keinen Monopolanspruch darauf. Aber kann man sich bilden, wenn man dazu nicht erzogen ist?
- ad 2) Selbstverständlich habe ich das auch in der Schule gelernt, aber nicht nur dort. Schule soll dazu erziehen. Heute, so meine ich, das Innenleben von Schulen in den Blick nehmend, tut sie sich dabei schwerer, als das während meiner Schulzeit der Fall war. Die Gründe sind vielfältig; sie liegen aber auch in der Schule, auch am 'System' Schule. Mehr Autonomie und mehr Wettbewerb würden den Schulen, den Lehrern und den Schülern guttun.
- ad 3) Teils, teils. Die einen Lehrer haben sie gefördert, die anderen eher gebremst.
- ad 4) Selbstverständlich spielt Leistungsdenken in meinem aktuellen Berufsleben eine wichtige Rolle. Aber es geht nicht nur um das Denken, sondern sich voll in eine Aufgabe einbringen, das vermisste ich heute oft, soweit meine Einblicke in das Schulsystem nicht trügen. 'Die Sachen klären, die Menschen stärken', so lautet die erzieherische Maxime des großen Pädagogen Hartmut von Hentig. Wenn man ihr gerecht werden will, müssen wir die jungen Leute dazu erziehen, leistungsbereit zu sein oder zu werden. Mein 'schulischer Werdegang' hat mich dahingehend geprägt, die

Bereitschaft zur Leistung zu entwickeln. Gerne gebe ich zu, daß dies noch umfassender hätte geschehen können, ohne daß mir dadurch als Jugendlichen Leiden zugefügt worden wären.

- ad 5) Während der Schulzeit: in den Ferien meistens gearbeitet, um das 'nötige' Taschengeld zu verdienen. Dabei selbstverständlich die Gelegenheit, mit Menschen quer durch die 'Soziologie' in Kontakt zu kommen. Ich habe Kohlen geschaufelt, im Westfalenstadion in Dortmund zur Vorbereitung des Sechs-Tage-Rennens Bretter geschleppt, Kisten mit Finanzamtsunterlagen umzugshalber auf meinen jungen Schultern die Treppen runtergetragen, ich habe technische Teile für die Elektrifizierung von Bundesbahnstrecken mehrfach gestrichen, ich habe Vermessungsarbeiten als Hilfslöhner vorgenommen, und schließlich habe ich auch manche Bürotätigkeit während meiner Schulzeit und meiner anschließenden Studienjahre ausgeübt. Es hat mit nicht geschadet, im Gegenteil! Weitere Kontexte für den Erwerb von Bildung: die vielfältigen Aktivitäten im CVJM, dem ich als Schüler angehörte. Selbstverständlich waren die Studienjahre in Berlin, Saarbrücken und Münster für den Erwerb von Bildung ebenso prägend. Als Student ging ich aus Geldmangel leider nur einmal auf eine große Reise (nach Italien, Ägypten, Griechenland). Aus heutiger Sicht wäre ich dankbar, wenn ich noch mehr Möglichkeiten gehabt hätte, auf 'Entdeckungsfahrt' zu gehen.
- ad 11) *Die schulische und universitäre Bildung soll sich nach dem Bedarf der Wirtschaft richten.*

Das läßt sich nicht mit einem 'Kreuz' beantworten, sondern die Antwort könnte nur in einer Art Dissertation gegeben werden. Denn: Was ist der 'Bedarf der Wirtschaft'? Was ist 'schulische und universitäre Bildung'?

Hans Günter Grewer,

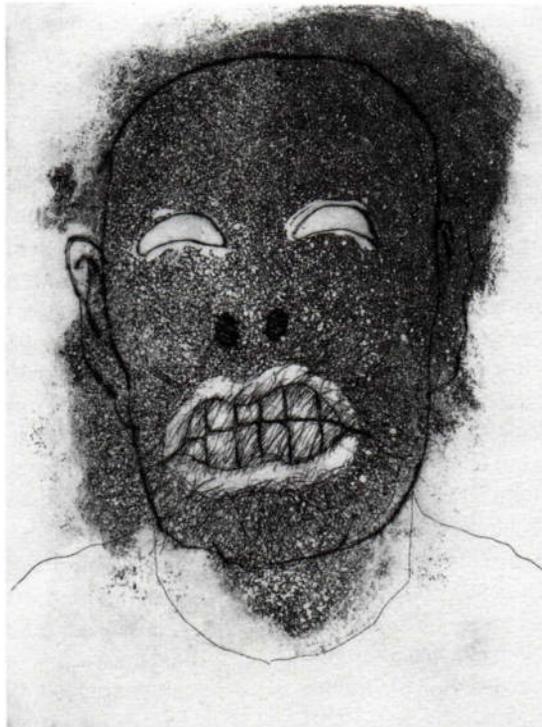
Soziologe u. Redakteur der 'Saarbrücker Hefte'
 (resümiert zu den Fragen Äußerungen einiger ihm
 besonders prägenden Autoren: ein Einblick in die
 Bildungsdiskussion der 60er und frühen 70er Jahre)

- ad 1) „Bildung ist eben das, wofür es keine richtigen Bräuche gibt; sie ist zu erwerben nur durch spontane Anstrengung und Interesse, nicht garantiert allein durch Kurse. Zur Bildung gehört Urbanität, und ihr geometrischer Ort ist die Sprache. (...) Wem die Emanzipation von der Provinz mißglückte, der steht zur Bildung exterritorial. (...) Der Gedanke ans praktische Vorwärtskommen wird bei vielen eine so eiserne Vormacht innehaben, daß nichts im Ernst ihm gegenüber erwogen wird. In der Unfähigkeit des Gedankens, sich zu erheben, lauert bereits das Potential, sich einzugliedern und irgendeiner Autorität sich so zu unterwerfen, wie man jetzt schon konkretistisch, willfährig an Bestehendem haftet“ [Adorno, 1962]
- ad 2) „Die Last des Lebens und die Mechanisierung seines Betriebs in der Gegenwart kann selber zur Ideologie werden für die, welche es eigentlich gar nicht anders möchten und ihr Gewissen damit beruhigen, daß es nicht anders geht. Die Fluchtbahn, die das Leben dem Studenten heute vorzeichnet, ist zugleich die Linie seines geringsten Widerstandes. Ihr nicht zu folgen, heißt Verantwortung. (...) Ich warne Sie vor dem 'Konkretismus'. Er besteht im Kleben am unmittelbar Vorhandenen, Greifbaren, im Unvermögen, über die je gegenwärtige Situation mit seinen Gedanken und Interessen hinauszugehen. (...) Das Entmutigende in unserer Zeit ist nicht so sehr der Druck als solcher, der auf den Menschen lastet, sondern die Gefügigkeit gegen ihn. Die Leidenschaft am Schlechten aber gehört zu den Voraussetzungen, daß es besser wird. Auch heute wie zu allen Zeiten bilden die, die Verantwortung im hier gemeinten Sinne kennen, die Gebildeten im eigentlichen Sinn, eine Gemeinschaft, die keine besondere Organisation hinter sich weiß“ [Horkheimer, 1954]
- ad 3) „Kreativ, Kreativität - z.B. der Schüler: Anmaßende Inanspruchnahme des göttlichen Attributs zwecks Vertuschung der Verdinglichung des Menschen“ [G. Anders, 1982]
- ad 4) „Leistungsfähigkeit, Produktivität und intelligente Planung werden als die Götter des modernen Menschen verkündet. Die Vergottung der industriellen Tätigkeit kennt keine Grenzen. Erholung wird bereits als eine Art Laster angesehen, sofern sie nicht notwendig ist, für weitere Tätigkeit tauglich zu machen. (...) In unserem Zeitalter betet der objektive Geist Industrie und Technik an, ohne ein Prinzip aufzuweisen, das diesen Kategorien einen Sinn verleihen könnte; es spiegelt den Druck eines Wirtschaftssystems, das keine Atempause und kein Entrinnen zuläßt. Was das Ideal der Produktivität angeht, so ist festzustellen, daß ökonomische Bedeutung heute sich nach der Nützlichkeit für die Machtstruktur bemißt, nicht nach der für die Bedürfnisse aller“ [Horkheimer, 1946]
- ad 5) „Unser Weg heraus aus der geistigen Unterdrückung war ein politischer. Alles, was auf Gedichte, Romane, Gemälde, Skulpturen, Musikstücke, Filme oder Dramen Bezug nahm, mußte erst politisch durchdacht werden. Dies war ein Umhertasten, wir mußten noch üben, wozu das Aufgefundene gut sein sollte. (...) Einmal hatten wir uns wütend davon losgesagt, daß die Lektüre eines Buchs, der Besuch einer Kunstgalerie, eines Konzerts, eines Theaters für uns mit zusätzlichem Schweiß und Kopfzerbrechen verbunden wäre. Inzwischen gehörten die Versuche, der Sprachlosigkeit zu entkommen, zu den Funktionen unseres Daseins, was wir dabei fanden, waren erste Artikulierungen, es waren Grundmuster, von denen auch das Verstummte überwunden und die Schritte in einen kulturellen Bereich vermessen werden konnten. Unsere Auffassung einer Kultur stimmte nur selten überein mit dem, was sich als ein riesiges Reservoir von Gütern, von aufgestauten Empfindungen und Erleuchtungen darstellte“ [P. Weiss, 1975]

Erläuterung zum Polaritätsprofil:

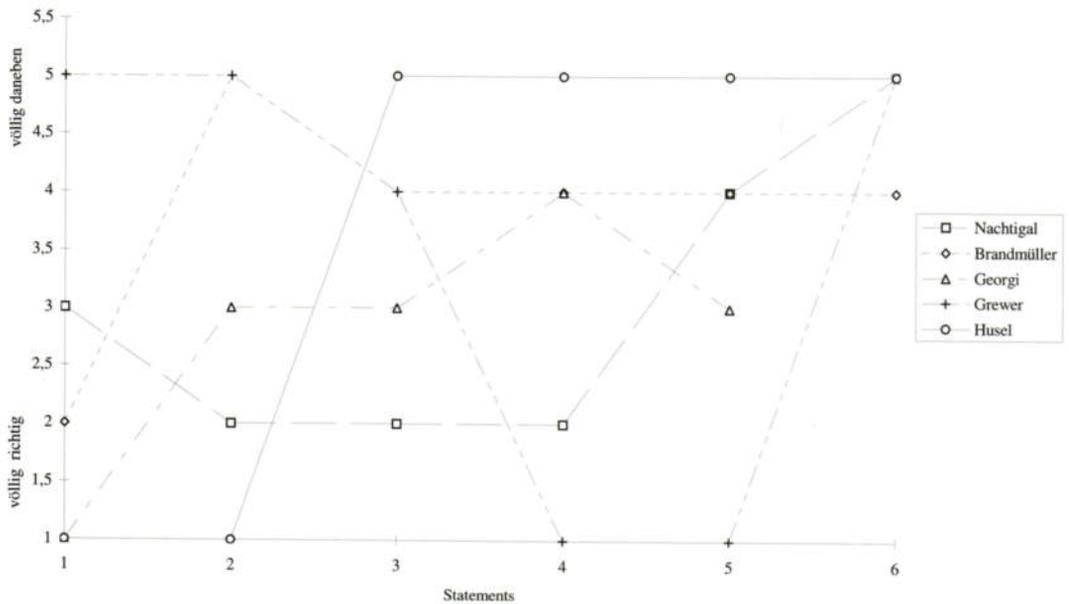
Die Befragten sollten bei jeder der nachfolgenden Aussagen Nr. 6-11 entsprechend ihren Erfahrungen unter fünf Möglichkeiten eine ankreuzen. Die Ausagemöglichkeiten variierten von 'völlig richtig' = 1 bis 'völlig daneben' = 5. Die Werte über der Zahl 1 auf der x-Achse geben die Ansichten zur 6. Frage wieder, die über der Zahl 2 beziehen sich auf die 7. Frage usw. Das anschließende Fieber-Diagramm bildet die Ansichten der fünf Befragten ab.

6. Die klassischen Sprachen (Latein/Griechisch) sind für mich unverzichtbarer Bestandteil von Bildung.
7. Meine schulischen Erfahrungen waren eine gute Vorbereitung auf mein späteres Berufsleben.
8. Meine schulischen Erfahrungen waren eine gute Vorbereitung auf mein späteres Leben.
9. Die schulische Bildung und Ausbildung vernachlässigt die Bildung des Herzens.
10. Schulische Bildung muß immer auch konkrete Erfahrungen zur Orientierung in der Arbeitswelt umfassen.
11. Die schulische und universitäre Bildung soll sich nach dem Bedarf der Wirtschaft richten.



Thema Bildung	Nachtigall	Brandmüller	Georgi	Grewer	Husel
Klass. Sprachen (Latein, Griechisch) sind unverzichtbarer Bestandteil von Bildung	3	2	1	5	1
Die schulischen Erfahrungen waren eine gute Vorbereitung auf mein Berufsleben	2	5	3	5	1
Die schulischen Erfahrungen waren eine gute Vorbereitung auf mein Leben	2	4	3	4	5
Die schulische Bildung und Ausbildung vernachlässigt die Bildung des Herzens	2	4	4	1	5
Schulische Bildung muß immer auch konkrete Erfahrungen zur Orientierung in der Arbeitswelt umfassen	4	4	3	1	5
Die schulische und universitäre Bildung soll sich nach dem Bedarf der Wirtschaft richten	5	4		5	5

Meinungen zum Thema Bildung



Der entfesselte Prometheus – ein saarländisches Projekt

Von Jan Schluckebier

Die Nichtinformation, der falsche Ort und die falschen Leute

„Keiner weiß genau, was es ist, aber alle sind schon aufgebracht“, schreibt Cathrin Elss am 17.2.97 in der SZ. Es sei „unnötig und ärgerlich“, durch eine Informationspolitik, die diesen Namen nicht verdiene, „Prometheus“ den Start zu erschweren, einem „Projekt, das womöglich die Anstrengung und die Unterstützung aller **im Lande**“ wert wäre. Andererseits aber fühlten viele „Kulturschaffende **im Land**“ sich brüskiert, weil bei der Planung übergangen.

Eine Einschätzung, die schon tags darauf von Burkhard Baltzer (SZ vom 18.2.97) ins glatte Gegenteil verkehrt wird: In der Saarbrücker Kulturrunde habe Museums-Chef Güse sein Haus durch den Ausstellungsmacher van Dülmen und die politischen Schirmherren „**im Lande**“ – pardon, im Original heißt’s „im Saarland“ – „fremdbestimmt“ gesehen, und „vereinbart worden zu sein, beklagten auch die Leiter der Stadtgalerie, Bernd Schulz, Lieselotte Kugler vom Historischen Museum Saar und Horst Gerhard Haberl, Rektor der Kunsthochschule“. Dieser habe das Projekt dann gleich noch unterfinanziert „genannt“ – „eine Geisterbahn, am falschen Platz geplant“, – und für das Weltkultur-Erbe Völklinger Hütte (statt der Modernen Galerie) als Ausstellungsort plädiert.

Erst der dritte und vierte Artikel der Serie (Doppelschlag von Cathrin Elss in der SZ vom 19.2.97) präzisieren (neben Spekulationen über zerrissene Textilien und die entsprechenden Begleitgeräusche) das Thema des Prometheus-Projekts, einer „multimedialen Schau zur Geschichte des modernen Menschen“. Und die Hauptbotschaft der Kulturrunde, aber auch der drei bereits in Baltzers Beitrag genannten Kulturschaffenden sei, daß man sich von einem wichtigen Projekt ausgeschlossen fühle. Der vierte Artikel wartet mit konkreten Zahlen auf: Der moderne Mensch wird zwischen 1500 und 2000 situiert. Geplant und gebastelt werde an der Ausstellung seit 1993. Stattfinden soll die „von einem einzigen Wissenschaftler, dem Saar-Historiker van Dülmen, ersonnene und einsam weitergetragene“ Ausstellung 1998. Die Kalkulation soll auf 80.000 Besuchern basieren

– ein „Massenspektakel mit überregionaler Ausstrahlung“, aber „nicht im fruchtbaren Ideenaustausch möglichst vieler **im Land** entwickelt“. Und die geniale Wendung in die Licht&Feuer-Metaphorik mit integrierter echt saarländischer Finanzierungslösung: Durch ihr problematisches Zustandekommen gerate die Prometheus-Ausstellung „in ein *Zwielicht*“ – aber „wenn *man* ein *Leuchtfener* in Saarbrücken in anderen Bundesländern wahrnehmen soll, dann muß *man* [*offenbar die anderen!*] Geld investieren und Ja sagen zum Risiko“ – [oder den passenden Prometheus in der Tasche haben, der den Menschen das Leuchtfener **ins** (jeweilige Bundes-) **Land** bringt – Anmerkung des Autors] ...

Der Mythos, der Standort und die Interpretation

Der prometheische Mythos umfaßt eigentlich zwei Teile: einerseits der abtrünnige Titan, Erschaffer (i.A. von Zeus) und Freund der Menschen, der diesen nicht nur das Feuer gibt, sondern sie gleich noch eine clevere Art des Opfers lehrt: den Göttern die wertlosen Knochen – wenn auch von fetttriefendem Talg umhüllt – anzudrehen, während man selbst die besseren Fleischbrocken zum späteren Verzehr auf die Seite schaffen kann: aufklärerischer Impetus und merkantiles Know-how ergänzen sich aufs trefflichste ... Andererseits der von Zeus grausam bestrafte *gefesselte Prometheus*, an einen Felsen des Kaukasischen Gebirges gekettet - die Leber, von einem in ständiger Patrouille einfliegenden Adler angefressen, regeneriert sich in den Knabberpausen ...

Auch geht die Rede von zwei Erlösungsvarianten: Chiron, (unsterblicher) Centaur, stirbt aus freien Stücken für Prometheus, bzw. Herakles massakriert den Adler und befreit Prometheus von seinen Ketten.

Eine „Prometheus“-Ausstellung „Menschenbilder und Schöpfungsträume aus zehn Jahrhunderten“, die in sechs Abteilungen neuere Menschheitsgeschichte dem standortstärkenden Strom der Besuchermassen darbieten will – deckt sie wohl beide Seiten des Mythos ab, oder nur den erschaffend-lichtbringenden (und nicht zuletzt die Tugenden unternehmerischer Cleverness propagierenden) ersten Teil?



Der Umzug in den Gasgebläse-Dunstkreis des eisenhüttenen Weltkulturerbes legt eine andere Sicht nahe. Wie heißt es in der ersten Szene des *Gefesselten Prometheus* von Aischylos schon unheilswanger:

Gebirgsland. Ein Fels inmitten einer tiefen Schlucht, wohin KRATOS und BIA die Gigantengestalt des PROMETHEUS schleppen. HEPHAESTOS folgt niedergeschlagen mit Hammer, Nägeln, Ketten usw.

Die hephaestische Umgebung des Weltkulturerbes reduziert zwar den kreativ-assoziativen und räumlichen Spielraum für Schöpfungsträume und Menschenbilder, die vielleicht in der relativ kontextlosen Aura (?) eines Museums (?) besser aufgehoben gewesen wären. Diese Kontextlosigkeit wird aber zumindest symbolisch im Weltkulturerbe wiederhergestellt durch die subtile Ausstellungskombinatorik des neuen Dienstleistungspapstes und Ober-Standortmarketing-Managers mit seinen Zarenmeetings und Indianerkutschensalons, zwischen die nun auch „Prometheus“ eingebunden wird. Leider sind noch keine Entfesselungsprojekte in Houdini-Moretischer Manier vorgesehen. Muß nicht im Gegenteil befürchtet werden, daß die (aufklärerische?) Metaphorik des den Menschen dargebrachten Elements zu jenem Feuer umfunktioniert wird, das man dienstleistungsunwilligen Standortrainern unter ihrem Körperteil mit fünf Buchstaben zu machen gedenkt?

Prometheus zu Promotheus – man sieht förmlich den Fernet-Branca-Geier durch das quasialpin-eisenhütten Gelände kurven: Im Internet wird unter dem Stichwort „Prometheus“ neben ganzen Serien von Feuerzeugen und Taschenlampen auch ein Artikel über Leberregenerationstherapien angeboten; warum soll nicht in Völklingen ein Leberaufbaupräparat „Prometheus“ hergestellt werden – vielleicht hat Bayer Interesse ?

Aber Prometheus zwischen Kettengerassel und Gasgebläse... ob der Ortswechsel zu Hephaestos so glücklich ist... ?

Der menschliche Körper, das Original und sein Double

„Wir bleiben dabei: Es kann keine Original-Kunst geben“, bekräftigt Ausstellungsplaner van Dülmen in einem SZ-Bericht vom 19.4.97 (Burkhard Baltzer: *Schöpfungsträume im Simulator*). Es ist die Rede von Visualisierungsideen, von plastisch nachgebauten und projizierten Bildern, von Kopien und Zitaten, mit denen die Menschenbilder („Bilderreihen von Madonnen bis zum Star Madonna, von Herkules bis Schwarzenegger“) und Schöpfungsträume („das Paradies und die Verteilung daraus“) den Besucher „magisch von einer Abteilung in die nächste“ ziehen sollen. Die **hier im Lande** und den angrenzenden Regionen besonders pikante Debatte über die Zulässigkeit musealer Ausstellungsprojekte mit oder ohne „Originale“ soll hier nicht weiter bereichert werden! [mir fiel dazu allenfalls der Ausspruch eines cleveren Vorgesetzten im Kampf gegen die Tücken öffentlich-dienstlicher Archivierungswut ein: „Geben Sie mir um Gottes willen keine Originale!“ Oder die aktuelle Ankündigung eines Originalbeitrags von Hans Georg Gadamer zum Kulturgeschehen **hier im Lande**: „Kunst als das Unreproduzierbare. Die Zeichnung und die Aura der Kunst“ – da noch eins draufsetzen, bei aller kommunikativen Kompetenz und zynischen Vernunft?].

Das Arrangement der ausgestellten Objekte, die Qualität ihrer sinnlichen Wahrnehmbarkeit könnten durchaus einerseits den Verlust originaler Authentizität (etwa die unreproduzierbare Aura Schwarzeneggerscher Muskelberge, gepaart mit seinem echt Wäana Madonnenlächeln) und, andererseits, die Reduktion der grenzenlosen Informations- und Verknüpfungsmöglichkeiten virtuell-medialer Realitäten etwa zuhause an Glotze und PC kompensieren und an Attraktivität wie strukturiertem Informationsgehalt übertreffen...

Der auch für *Prometheus* zuständige Münchener Ausstellungsmacher Michael Hoffer ist sicherlich nicht unverstört in der Integration und Montage historischer (Be-) Funde. Seine Essener Ausstellung „TRANSIT Brügge-Novgorod - Ein Straße durch die Europäische Geschichte“ verspricht via Internet

„viele Dinge aus nahen und fernen Zeiten“, die „zusammen zum ersten Mal zu sehen“⁴¹ seien:

„Römische Funde der Varusschlacht, Reliquiare aus der Zeit Karls des Großen, Reichsinsignien Deutscher Kaiser... Bibeln, Bücher und Ikonen, Wunderdinge aus dem Besitz Peters des Großen, Büsten und Gemälde von Napoleon und der Königin Luise, Utensilien des Reisens, starke Stücke der Industriegeschichte, Zeichen der Eisenbahn und des Autoverkehrs, anrührende Zeugnisse von Krieg, Deportation und Vertreibung, Souvenirs des Mauerfalls und der Öffnung Europas.“

Erwarten uns nun also ein disparates Sammelsurium von Körperbildern, Labyrinth inszenierter Schöpfungsmythen und dergleichen, vielleicht auch noch angereichert durch und montiert mit **hier im Lande** ansässigen Funden? Der junge Schwarzenegger, aufgepöppelt mit Dibbelabbes und Schaaes, wie er Gollensteine durch die Gegend katapultiert oder mit dem Ludweiler Faustkeil zerspellt? Madonna, in Marpinger Miederwarengeschäften posierend, oder als Motiv einer frisch kreierten V&B-Collection? Prometheus schließlich, in der Opfer-Unterrichtsszene, mit riesigen (stählernen!) Schwenkerutensilien hantierend? – endlich **die** Rechtfertigung für **den** Standort **hier im Lande!**

- 1) Die zitierten, mitunter etwas unglücklichen Formulierungen sollen nicht darüber hinwegtäuschen, daß in den detaillierteren Ankündigungstexten des Essener Internet-Pamphlets ein durchdachtes Ausstellungskonzept verborgen ist, das Interesse an der Thematik weckt. Auch das van Dülmen-Hoffer-Projekt kann durchaus in ein spannendes Ausstellungsereignis einmünden. Die obigen Einlassungen sind mehr durch die Faszination des Begleitgetöses **hier im Lande** angestoßen worden...

Abbildung S. 43:

Otto Dix: Streichholzhändler II. 1926

Ascot in Saarbrücken

Mit den Saarbrücker Heften am Puls der Zeit

Von Elisa Müller-Adams

Die *Saarbrücker Hefte* mögen im Ruf stehen, sich eher grüblerisch-nörgelnd auf intellektuelle Themen zu konzentrieren. Doch kann auch dieses Magazin nicht die Augen verschließen vor den wichtigen, trendigen Fragen unserer Zeit. Das gesellschaftliche Leben in und um Saarbrücken verdient ohne Zweifel Berichterstattung, und so erging der Ruf an die Redakteure: Gesellschaftsreportagen müssen her! Und so zogen wir los, auf der Suche nach den Highlights, nach den schönen und wichtigen Menschen, nach dem pulsierenden Leben.

Ein Blick in den Veranstaltungskalender für dieses erste Sommerwochenende überzeugte uns: Das wird ohne Zweifel ein heißer Sommer im Saarland, societymäßig. Zwei attraktive Veranstaltungen kamen schließlich in die engere Wahl für unsere Reportage. Das Hahn-Wettkrähen in Heckendalheim klang verlockend, aber wir entschieden uns dann doch für den Familienrenntag auf der Rennbahn in Gündingen.

Pferderennen! Wer denkt da nicht an Ascot, Hüte, blaues Blut? Zumindest das Wetter war ausgesprochen britisch an diesem Renntag, und angesichts der Pfützen auf dem Parkplatz fühlten wir uns erinnert an einen denkwürdigen Renntag im 18. Jahrhundert, als der König mit seiner Kutsche im Schlamm von Ascot stecken blieb. Jedenfalls bezahlten wir brav drei Mark Parkgebühr bei den Studenten, die in roten Overalls für eine Wach- und Schließgesellschaft ihren Dienst taten. Etwas irritiert hat uns die offenkundige Erheiterung der Parkwächter, ausgebeutete Kommilitonen, über unser Ansinnen, zum Pferderennen zu gehen. Entsprachen wir also nicht dem typischen Rennbahn-Publikum? Hätten wir doch Hüte tragen sollen? War unser VW Polo nicht repräsentativ genug?

Auf der Rennbahn dann die erleichternde Feststellung: lauter normale Leute im Publikum, viele Kinder, Hunde – und keine Hüte. Zumindest fast keine. Höchstens drei oder vier – und die hatten nichts zu tun mit den extravaganten Modellen der besseren Gesellschaft in Ascot. Eigentlich schade, sind doch Pferderennen eine der wenigen Möglichkeiten, bei denen frau heute noch Hut trägt. (Falls es die geneigte Leserin interessiert; die beiden anderen Gelegenheiten sind Hochzeiten und – das ist nur wenigen bekannt, – Gartentees. Bei letzteren gilt allerdings: die Gastgeberin trägt niemals Hut!). Wo waren die Hüte? Und wo waren die schönen, vornehmen Menschen? Vielleicht lag's am Wetter. Bei Regen kommt das Prestige einfach nicht so gut rüber, es tropft in den Champagner, und unterm Schirm sieht man die Hüte



eh nicht. In England schreckt Regen natürlich niemanden ab, aber erstens sind die das dort gewöhnt und zweitens gibt's in Ascot Zelte, in denen Champagner und Kaviar gereicht wird. In Gündingen gab es dafür Rostwurst, Schwenker und Merguez sowie Pils vom Faß – alles zu zivilen Preisen übrigens, was sicher zur entspannten Stimmung beitrug. Vermißt haben wir allerdings auch die vielen Touristen aus dem In- und Ausland, die laut Grußwort der Schirmherrin, Wirtschafts- und Finanzministerin Christiane Krajewski, anlässlich des Pferderennens ins Saarland

strömen sollten. Ganz offensichtlich hat die sozialdemokratische Ministerin mit Pferderennen nichts am Hut. Ihr Tip auf Lamoia im achten Rennen erwies sich jedenfalls als Flop.

Jetzt wollten wir es wirklich wissen. Pferderennen ohne Wetten ist nämlich eine ziemlich eintönige Angelegenheit. Für Wett-Laien wie uns gab's dafür extra MoWis (Mobile Wett-Informanten), bei denen wir eine kurze Einführung in die Kunst des Wettens erhielten. Angesichts der ökonomischen Lage der Redaktion begannen wir mit einer reinen Sicherheitswette. Und das Pferd mit dem klangvollen Namen „Intercity“ brachte uns prompt zwölf Mark Gewinn ein. Nach diesem überraschenden Erfolg konnte uns nichts mehr stoppen: Vom Wettfieber befallen kehr-

bahn. Die Ehrenpreise wurden nämlich von den HiFi-Girls überreicht! Der unbedarfte Beobachter hätte diese jungen Damen für normale Hostessen halten können, aber ein Blick ins Programmheft belehrte uns eines Besseren: HiFi-Girls sind „ein Novum auf deutschen Rennbahnen“. So etwas gibt es eben nur in Güdingen. Einmalig auch die Moderation, besonders der Small talk mit den glücklichen Gewinnern der Tombola-Preise: „Wir prämiieren am Schluß auch noch den schönsten Hut.“ „Ei, dann sinn mir nimmeh do, mir sinn dann schon dahemm.“ Leben live eben.

Sind die Zeiten also vorbei, in denen Pferderennen noch exklusive Vergnügen waren? Verkommt im Konsumzeitalter selbst dieses Refugium der High



ten wir zum Wettschalter zurück. Königsauer oder Wüstensturm, das war jetzt die Frage. Dieses Rennen Nummer 7 war für uns ein Volltreffer: vierundzwanzig Mark Gewinn. Pferderennen als Finanzierungsmöglichkeit für nörglerische Kulturzeitschriften? Diese Frage muß in Zukunft zumindest diskutiert werden.

Bei den Siegerehrungen, zu denen Intercity und Wüstensturm zu unserem Bedauern gar nicht erschienen, kam dann fast so etwas wie Glanz auf die Renn-

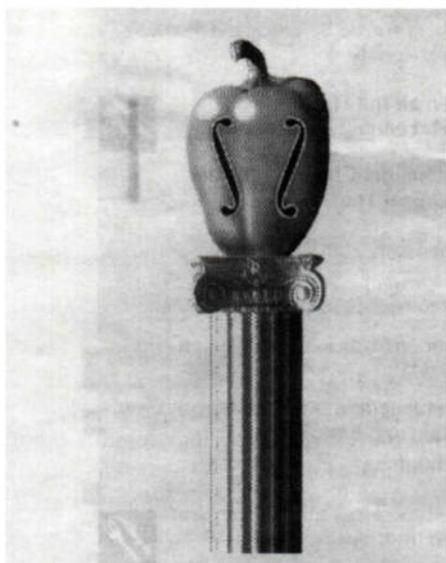
Society zum Familienausflug? Glücklicherweise gab es ja noch den BMW-Renntag („die Symbiose zwischen PS und PS“) und den Internationalen Vollblut-Araber-Renntag („Wüstenzauber auf dem Hippodrom“) im August. Schirmherrin war dort die Erbprinzessin Maximiliane zu Fürstenberg, und endlich wehte ein Hauch von Ascot über Güdingen.

Von Stefan Fricke

Die Aktivierung des Betrachters ist eines der grundlegenden Prinzipien der konzeptuellen Kunst. Seit Marcel Duchamp, Man Ray und der visuell-konkreten Poesie der sechziger Jahre hat sie in etlichen Varianten viele Sektoren der optischen Werbung und des anspruchsvollen Layouts erobert und auch vor der Saarbrücker Zeitung letztlich nicht haltmachen können. Als diese eine ihrer Sonderbeilagen „Kunst & Kultur im Saarland“ (10. Juni 1997) den diesjährigen Musikfestspielen Saar mit Thema Ungarn widmete, publizierte sie gleich zwei piktorale Signets, die wahrlich kriminalistischen Spürsinn verlangen, um ihren Aussagewert adäquat deuten zu können. Das erste schmückte die Titelseite der Beilage und zeigt den Ausschnitt eines spielenden Geigers, des-



sen Bogen mit je zwei roten und grünen Paprikaschoten gespickt ist. Das zweite, im Impressum "Paprika-Signet" genannt, besteht aus einem Säulenschaft-Fragment mit ionischem Kapitell, auf dem eine Paprikaschote steht, mit den f-Schallöchern des Violinfamilienkorpus versehen. Beide Motive hat die Werbeagentur Maksimovic & Partners entwickelt und damit einen pfiffigen Meilenstein innerhalb des



visuellen Musikmarketings gesetzt. Denn daß in Ungarn gerne gegessen wird, steht in jedem Reiseführer (das steht natürlich auch in denen für Albanien, für die Türkei ...), und daß die ungarischen Hauptnahrungsmittel Paprika und Gulasch sind, weiß hierzulande jedes Kind, auch wenn der ungarische Gulasch eine Suppe ist. Ebenso kennen alle Budapest- und Balatonbesucher die häufig in den Restaurants anzutreffende Eßbegleitmusik von richtigen Kapellen, nach Möglichkeit à la Zigeunerformation mit vielen Streichern und Gitarren, den erlebnisorientierten Touristen zuliebe (in Ungarn wie anderswo). Nach soviel landeskundlicher Einsicht in die gesamte ungarische Kultur lag die Synthese von Paprika und Geige zweifellos auf der Hand, und die Capsicum-Sonate für Violine solo wie auch der Paprika-Pfeiler für Frau Musica (für den stand Man Rays Cellofrau Pate) waren geboren. Inwiefern nun das Schaffen von Bartók, Kodály, Ligeti oder Kurtág als den exponiertesten Vertretern ungarischer Musik im 20. Jahrhundert durch den Genuß von Paprika beeinflusst wurde, ist bis heute ungeklärt. Auch wie sich bei regelmäßiger Einnahme von Capsicum-pulver das Musikhören verändert, ist noch ein Rätsel. Vielleicht finden die Saarbrücker Zeitung und ihre Layoutpartner aber in zwei Jahren passende Antworten auf Fragen, die die Hispanistik wie die Musikologie schon lange beschäftigen: Wieviele Tortillas aß Terradellas, waren die Kastagnetten ein Zufallsfund in der Paella, basiert der traditionelle Olivenkernöltanz auf dem Fandango oder der Seguidilla und wann eröffnete das im 16. Jahrhundert gegründete Madrider Musikhaus Xenóforo Lentente y Tonto seine saarländische Dependence?

Ein konstruktiver Vorschlag

Von Hans Horch

Nach gründlichem Nachdenken hat die Landesregierung Verwendung gefunden für die von der Unesco zum Weltkulturerbe erklärte Ruine der Völklinger Hütte. Eine „Stiftung Industriekultur“ wurde gegründet, zum Vorstand ein *Event Marketing Manager* bestellt. Den hatte die neue Aufgabe so sehr gereizt, daß er, wiewohl schon 57 Jahre alt, seine erfolgreiche Tätigkeit in Hamburg und der ganzen Welt vorzeitig aufkündigte.

Der Manager weiß, warum die Saarländer nicht aus der Wirtschaftskrise herauskommen. Im Schutze der ärztlichen Schweigepflicht feiern sie nämlich gerne krank. Sie können noch nicht einmal einen Federhalter bestellen oder Taxi fahren. Es fehlt ihnen also am nötigen Verständnis von Service.

Aber der Manager weist ihnen den Weg. Er will, wie das Hamburger Abendblatt am 4.4.1996 schrieb, „an der Saarländer Uni Vorlesungen über Kulturmanagement halten“. Und die Völklinger Hütte macht er zum Erlebniszentrum, das jährlich 250.000 Touristen, sogar aus Japan und Korea, anziehen wird. 600 Arbeitsplätze werden dadurch geschaffen.

Zuerst veranstaltet der Manager eine Ausstellung von Schiffsmodellen. Schiffe sind aus Stahl.

Auf die Schiffe folgt eine Ausstellung von Indianern. Die sind aus Nordamerika. Sie werden auf der Hütte ihren Wigwam aufschlagen, um dort zu trommeln und zu tanzen. Auch Indianer haben auf der Völklinger Hütte ihren Platz. Der deutsche Manager war nämlich gut zu den Eingeborenen. Er hat sie bei Gelegenheit der letzten Olympischen Spiele vor Diskriminierung durch ihre weißen amerikanischen Brüder bewahrt. Darauf hat der Häuptling der dankbaren Rothäute dem Manager zum Zeichen dafür, daß sein Stamm ihm überallhin zu folgen bereit sei, seinen Mokassin geschenkt. Und nun ist der Besenke in Völklingen.

Wie's nun zum nächsten Glanzlicht, der Ausstellung „Die Kutschen der Zaren“ kam, ist noch nicht veratet worden. Sicher ist, eine plausible Verbindung zur Industriekultur wird es auch hier geben. Denn das Programm der zuständigen Stiftung wurde von deren Verwaltungsrat, kompetenten Fachleuten also,

gebilligt. Und von der Feuilletonchefin der Saarbrücker Zeitung. Die war vor allem davon angetan, daß die Hütte nun nicht mehr Spielplatz verkopfter Minderheiten sein soll. Daß stattdessen die globalen Volksmassen mit den Füßen abstimmen dürfen, wie der Manager mit Lenin formulierte, das fand sie so prima, daß sie dem Manager bescheinigte, ein Bedenkenträger sei er nicht, aber ein Hoffnungsträger, Profi-Manager, Vollblut-Kaufmann, Berufs-Optimist.

Soviel Dienstleistungsbereitschaft nahm ich mir augenblicklich zum Vorbild, schon wegen des originellen Sprachstils, in der sie vorgetragen worden war. Auch ich wollte von jetzt an zum wenigstens mentalen Aufstieg beitragen.

Nicht so mein alter Bekannter Egon, ein saarländischer Miesmacher, der herumschrie, dieser Indianer- und Kutschenfirlefanz werde Völklingen und das Saarland der Lächerlichkeit preisgeben. Und es sei ein Rückfall in den Kolonialismus, dressierte Menschen auf dem Rummel zum Beglotzen freizugeben wie Tiere im Zoo. Und der hämisch fragte, wieviele Rostwürste die Touristen aufessen müßten, damit die reichlich fließenden Landessubventionen sich auszahlten. Und behauptete, in der anhaltenden regionalen Strukturkrise verhielten sich die Politik und die Presse im Saarland so wie chronisch Kranke. Die versprächen sich in ihrer Verzweiflung von den dubiosesten Therapien Heilung und sie glaubten jedem Wunderheiler.

Über diese Haßtirade bin ich nicht wenig erschrocken. Ob er sich im klaren sei, fragte ich Egon scharf, daß sein Pessimismus lähme, daß er das Image schädige und letztlich schuld sei, wenn die Touristen nicht kämen? Von wem er wohl beauftragt sei, so mißgünstig daherzureden? Und wie er sich das überhaupt traue, er sei doch im Öffentlichen Dienst. Diese klaren Argumente überzeugten, Egon trat den Rückzug an.

Nein, mein Freund, dachte ich. Mit Kritik ist uns nicht gedient. Wir müssen hoffnungsvoll in kommende Zeiten blicken. Innovativ werden, flexibel dynamisch kreativkundenfreundliche Dienstleistungsträger!

Ich hätte da auch schon eine Idee. Wenn der Manager Indianer ins Saarland importiert, dann könnte er doch auch Saarländer ins Ausland exportieren. Sie könnten gegen Eintritt in den globalen Entertainmentstandorten vorgeführt werden, wie sie in ihren Knappenuniformen volkstümliche Weisen intonieren oder wie sie sich ums Grillfeuer lagern, um Gerhard

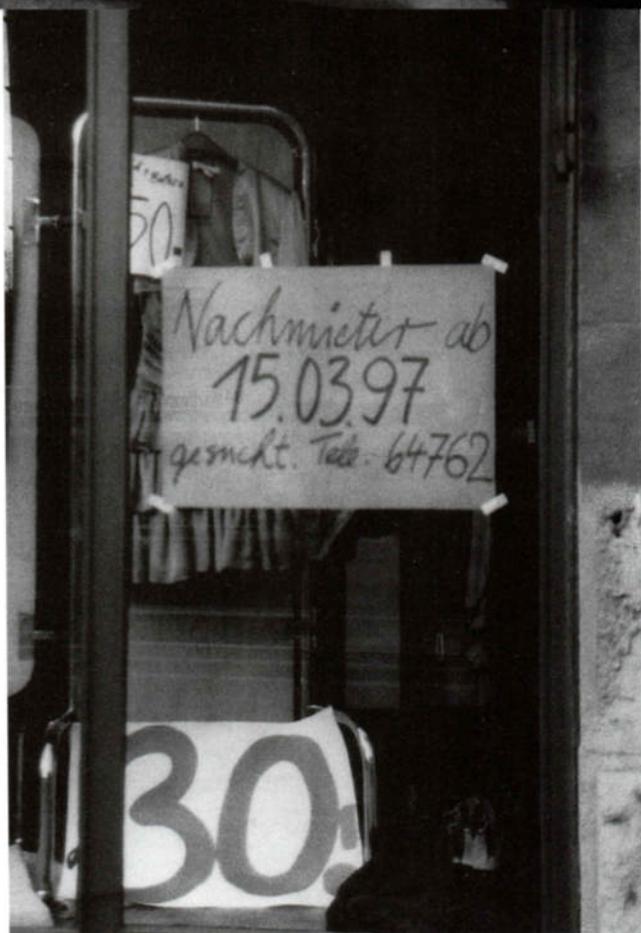
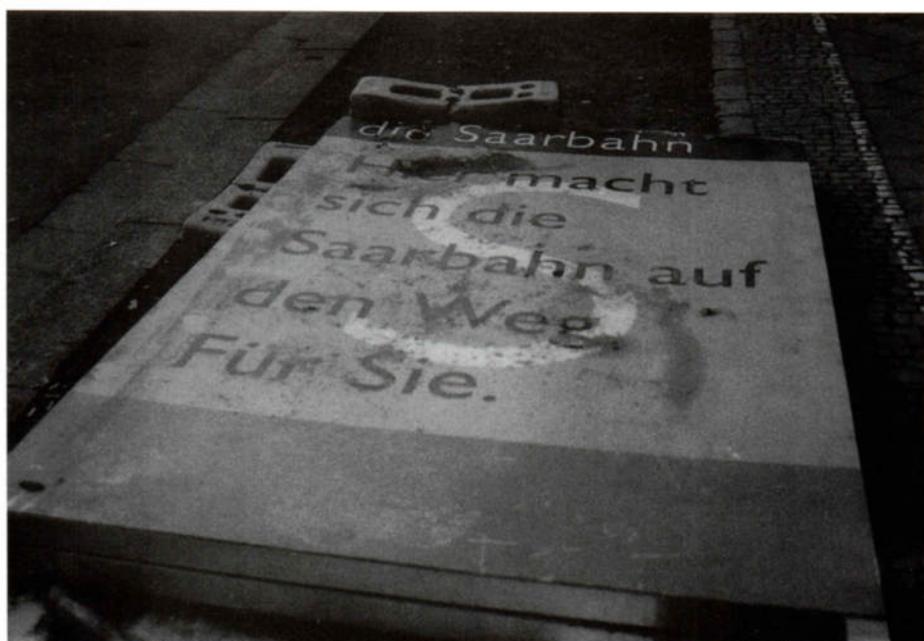
Bungert zuzuhören und dabei zu lachen. Was würden die Zuschauer da staunen. Und so wie Buffalo Bill einst den Häuptling Sitting Bull herumzeigte, so könnte man doch auch... man muß sich doch etwas einfallen lassen... ich meine doch bloß als Wachsfigur... Warum guckt ihr so böse, es ist doch nur für den Standort!

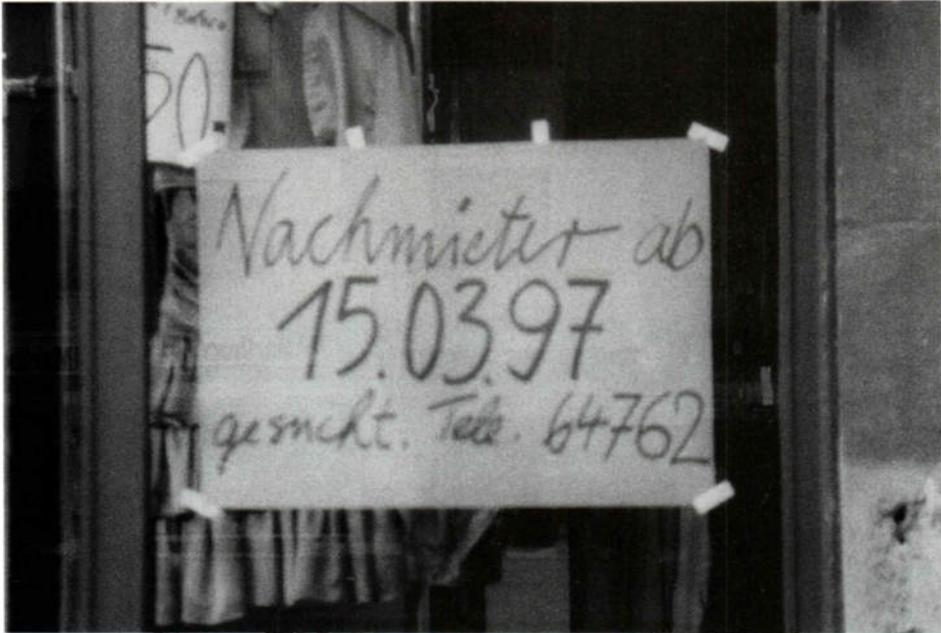


Der Western zur Saar-Bahn: Leichen pflastern ihren Weg...

Fotos von Hannah Wilhelm









Zur Phylogenese in der Musik

Forbachs Rendez-vous musique nouvelle

Von Sigrid Konrad

Vor etwa vier Jahren wurde in Frankreich eine sehr seltene Pflanze endgültig niedergetrampelt, nachdem man ihr bereits zwei Jahre zuvor das Wasser abgegraben hatte und sie schon nicht mehr ganz so prachtvoll blühte: das Festival „Rencontres Internationales de la Musique Contemporaine“ in Metz. Seit 1972 fanden dort im Theater oder im Palais de Sports, zuletzt dann auch im Prestige-Objekt der Stadt, dem Arsenal, alljährlich im November Konzerte statt mit internationaler Beteiligung sowohl auf Seiten der Musiker als auch des Publikums. Zahllose Ur- und Erstaufführungen wurden hier gespielt, und – wie üblich – durften so große Namen wie Pierre Boulez, John Cage, Morton Feldman, Mauricio Kagel, Karlheinz Stockhausen und Iannis Xenakis nicht fehlen. Aber auch die – in Deutschland damals weniger bekannte – junge französische (Guy Reibel, Pascal Dusapin u.a.) und spanisch-lateinamerikanische Avantgarde kam hier zur Aufführung. Damit avancierte das Metzger Festival bald zu einer der wichtigsten Veranstaltungen für neue Musik in Frankreich. Diese eigenwillige Pflanze ereilte nun dasselbe Schicksal wie zuvor andere Gewächse der Gattung, die international hoch angesehenen Festivals in Royan und La Rochelle. Nach diversen Meinungsverschiedenheiten mit den Festivalorganisationsatoren entschloß sich die Stadt Metz, die Pflanze wie Unkraut auszureißen und stattdessen mit einer Konzertreihe der Philharmonie de Lorraine im Arsenal einen repräsentativen Blumenkübel zu installieren, in dem die Blüten der neuen Musik in dem Gewucher der alten die Farbtupfer abgeben sollten. Den anderen Zweig jener seltenen Pflanze – ein elektronisches Studio, in dem Komponisten Gelegenheit fanden, Stücke zu produzieren und beim Festival aufzuführen – wollte man zwar behalten, ihn aber so fest anbinden, daß dem Wildwuchs ein Ende gesetzt würde – anbinden an das Conservatoire, das in der Ausbildung der Studenten bislang nicht einmal Notiz von den Möglichkeiten des Studios genommen hatte.

Drei Jahre brauchte der Initiator und künstlerische Leiter des Festivals, Claude Lefebvre (Schüler von Darius Milhaud; seit 1966 Professor für Komposition und Analyse am Conservatoire Metz und Leiter des elektronischen Studios), um sich von dem

Schock zu erholen und ein neues Beet für die übriggebliebenen Ableger seiner Pflanze zu finden.

Derer gab es allerdings zahlreiche: angefangen von den durch das Festival begründeten guten Kontakten zu Komponistenkollegen über Dokumentationsmaterialien des Festivals – Partituren, Programmhefte, ein fast sechsständiges Substrat der 20jährigen Festivalgeschichte auf CD, zahllose Briefe etc. – bis hin zu dem riesigen Equipment des elektronischen

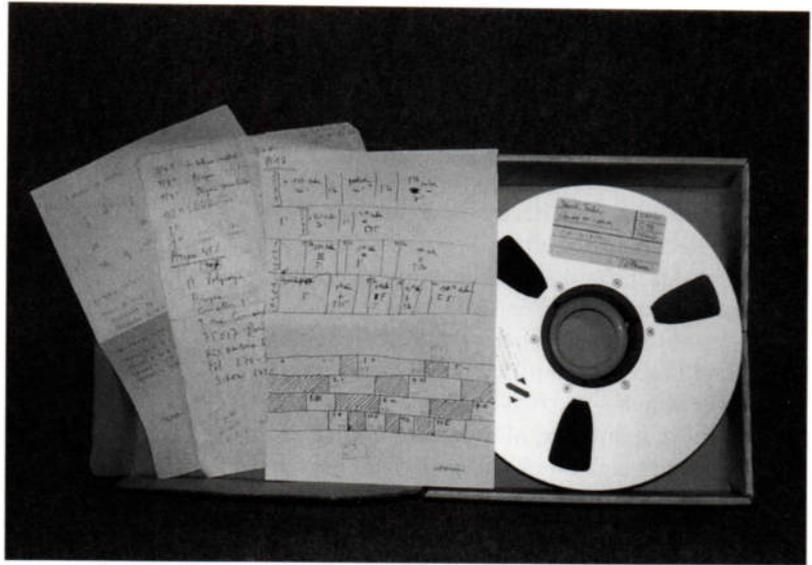


Studios. Das hatte Lefebvre kurzerhand abgebaut, nachdem mit der institutionellen Anbindung auch dieser Zweig zu verkümmern drohte.

Autochorie mit städtischer Unterstützung

Seit Oktober 1996 gibt es nun ein neues Beet, gar nicht weit entfernt von dem alten: Im Bürgermeister von Forbach, Charles Stirnweiss, fand Lefebvre ei-

nen neuen Gärtner, der den Ablegern ausgerechnet die Kellerräume eines ehemaligen Hochbunkers unweit des Hôtel de Ville zuwies und für den nötigen Nährstoff sorgen sollte. Und in diesem fensterlosen, voll klimatisierten Betonkoloß mit fünf Parabol-schüsseln auf dem Dach, vollkommen abgeschnitten von Tageslicht und Außengeräuschen sollen die Ableger nun noch ganz andere Blüten treiben als zuvor in Metz. Mit „Rendez-vous musique nouvelle“ soll hier ein Zentrum für neue Musik entstehen mit den Haupttäten Festival, elektronisches Studio und Bibliothek.



Stirnweiss hat sich zum Ziel gesetzt, die 90.000 Einwohner zählende Stadt Forbach aus dem Stallgeruch von Kohle, Stahl und schweren Industrieunglücken zu befreien und mit der Etablierung eines Kulturzentrums der Stadt neue Geltung zu verschaffen. Besagter Bunker soll dabei die Plattform für vielfältige Aktivitäten bilden – hierzu gehört neben „Rendez-vous musique nouvelle“ auch die Theatergruppe „Le Carreau“. Er bietet hierfür eine geradezu mustergültige Infrastruktur: einen Veranstaltungssaal mit ca. 700 Plätzen, großer Bühne und Orchestergraben, einen aufwendigen Backstage-Bereich mit zahllosen Künstlergarderoben sowie diverse weitere Veranstaltungssäle, die mit einer Bestuhlung von rund 200 ebenso üppig ausgefallen sind. Sich ausgerechnet neue Musik für die kulturelle Belebung einer Mittelstadt auszusuchen, erscheint vor dem Hintergrund, daß Forbach weder über eine Musikhochschule, noch über eine Universität verfügt, besonders mutig. Auch die Publikumszahlen bei Festivals neuer Musik lassen nicht gerade große Ströme von außerhalb erwarten, hat doch neue Musik immer den Ruch des Spezialistentums.

Gerade diesen Spezialisten bietet sich „Rendez-vous musique nouvelle“ allerdings mit einer erstaunlichen

Menge an Arbeitsmöglichkeiten an. Im Laufe der Festivalgeschichte haben sich riesige Berge an Material angesammelt, von sehr vielen aufgeführten Stücken sind Partituren zurückgeblieben, so daß nun eine Bibliothek mit beachtlichem Bestand eröffnet werden konnte. Hier findet sich der größte (öffentlich zugängliche) Notenfundus der Region Saar-Lor-Lux. Dabei bergen die harmlos wirkenden Regale und Schränke zahlreiche Raritäten: von einigen Stücken liegen Autographen vor, teils mit Korrekturen von Komponisten oder Kommentaren von Dirigenten versehen, und vorläufige Aufführungspartituren. Selten hat man die Möglichkeit, solch „unfertiges“ Material zu sichten und so Einblicke in die Entstehung neuer Musik zu gewinnen. Hinzu kommen Interviews, Briefe und Schriften von Komponisten, die ausgewertet und ebenfalls dokumentiert werden sollen. Einmal vollends katalogisiert, soll der Bestand künftig auch über die Web-Seite des Zentrums im Internet abrufbar sein und so allen Interessierten zur Verfügung stehen.

Auch mit einem elektronischen Studio verbindet man eher die Arbeit von Spezialisten. Zwar hat das Studio in Forbach mit seinem analogen Equipment (Ton-generatoren aus den 50er bis 80er Jahren, Synthesizer und Synclavier aus den 70ern sowie 16-Kanal-Mischpult und Schnittplatz) bisher eher historischen

Wert, dies wird sich mit der für diesen Sommer geplanten Digitalisierung aber bald ändern – die entsprechende Aufstockung des Etats ist jüngst bewilligt worden. Und unter diesen Voraussetzungen konnte für das Wintersemester 97/98 der Komponist Mesias Maiguashca, Professor für elektronische Musik an der Freiburger Musikhochschule, als Kursleiter gewonnen werden, der einige Zeit mit Karlheinz Stockhausen zusammengearbeitet hat. Das dürfte gerade für Saarbrücker Kompositionsstudenten eine willkommene Gelegenheit sein, diese neu geschaffene Einrichtung zu nutzen, harrt doch das geplante elektronische Studio der hiesigen Musikhochschule auf dem Völklinger Hüttengelände immer noch seiner Realisierung. Oder für junge französische Komponisten, die in den anderen französischen Studios in Paris (IRCAM und GRM) bisher keine Aufnahme fanden und in Forbach erklärtermaßen gefördert werden sollen; sobald die Mittel dazu bereitstehen, sollen Kompositionsaufträge vergeben werden.

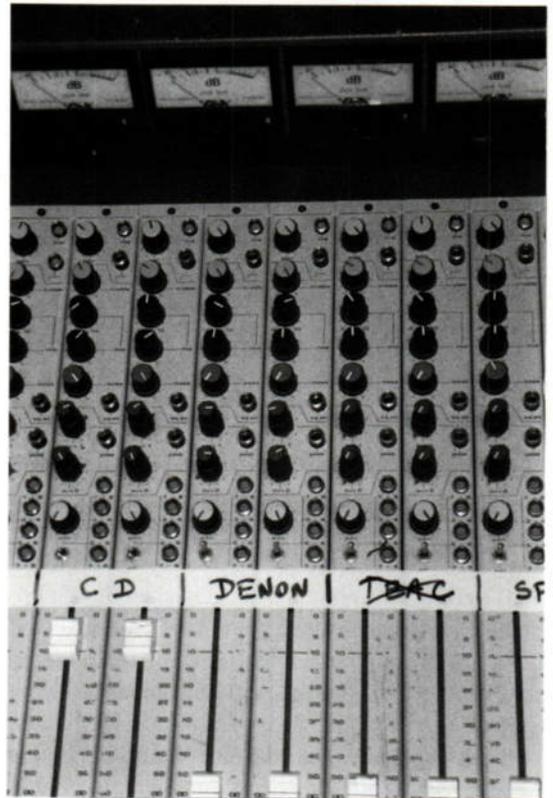
Nicht nur von dokumentarischem Wert sind die vielen Masterbänder elektronischer Kompositionen von so bekannten Tonsetzern wie Emmanuel Nunes, David Tudor, Michel Levinas und zahlreichen anderen. Bereits im Metzger Studio entstanden, warten sie teils noch auf ihre Uraufführung.

Ein Rhizom (der Zukunft)?

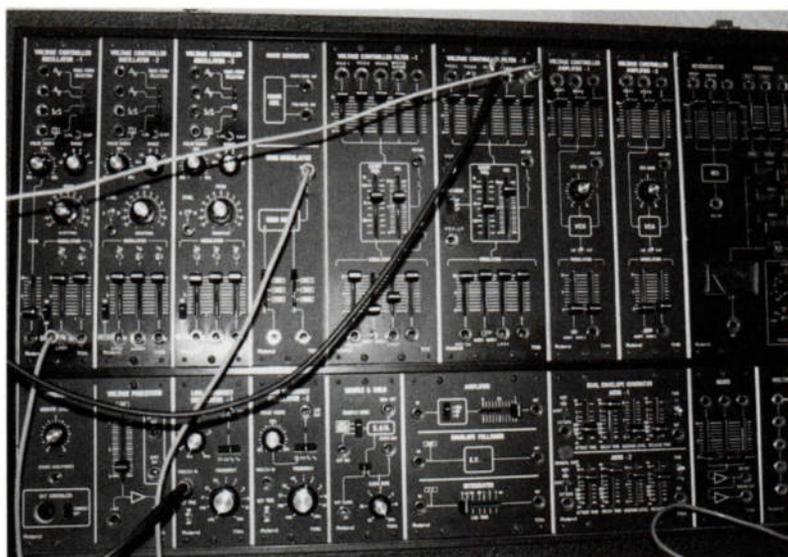
Dies alles ist in der von Stirnweiss und Lefebvre entworfenen Konzeption und aus Sicht der Stadt Forbach nur ein „Nebeneffekt“. Natürlich schießt man auch auf das Fachpublikum, das, sobald sich das neue Festival etwas etabliert hat, dann nach Forbach pilgert, wie zuvor nach Metz oder zu anderen Festivals in Donaueschingen, Saarbrücken etc. Aber es geht um mehr, vor allem um mehr Popularität: Damit nicht ein Großteil der Aktivitäten von „Rendez-vous musique nouvelle“ an der Bevölkerung vorbeigeht, soll es eine enge Zusammenarbeit mit Kindergärten, Schulen, der städtischen Musikschule und der Mediatheque geben. Es wird gemeinsame Kurse für elektronische Musik geben, und die Besichtigung des Studios soll für Schulklassen Pflichtveranstaltung werden, damit es in Zukunft kein Schulkind mehr in

Forbach gibt, das nicht weiß, was elektronische Musik ist. Und natürlich, damit es künftig ein breiteres Publikum für die neue Musik gibt. Eine Grundvoraussetzung hierfür ist, daß außer der Bibliothek auch das Studio allen Interessierten offensteht, sich jeder in elektronischer Musik (unter Anleitung, versteht sich) versuchen kann.

Das nun wieder jährlich veranstaltete Herbstfestival ist keine nahtlose Fortsetzung des Metzger Programms. In die Reihe zeitgenössischer Kompositio-



nen mischen sich auch ältere Stücke, im letzten Jahr beispielsweise Fauré und Beethoven. Ausstellungen in der Mediatèque begleiten das Programm. Im Bereich der neuen Musik aber haben sich die Schwerpunkte nicht verändert: Auch Forbach wird jungen französischen Komponisten die Gelegenheit bieten, ihre Werke vorzustellen. Uraufführungen stehen selbstverständlich weiterhin im Programm, in diesem Jahr (14. bis 15. November) von den Kompo-



nisten Vinko Globokar, Guy Reibel, Oskar Strasnoy, Alexandros Markeas, Castillo Rodriguez und anderen. Außerdem wird das Sinfonieorchester des Saarländischen Rundfunks ein Hommage-Konzert an Iannis Xenakis geben.

Lefebvre und Stirnweiss stellen sich in Forbach dem ehrgeizigen Projekt, die Interessen einer Nische mit denen einer breiten Öffentlichkeit in Einklang zu bringen. Die Probleme scheinen vorprogrammiert: Will Lefebvre in seinem elektronischen Studio optimale Produktionsbedingungen schaffen, wird er auf Dauer nicht umhin können, eine Aufnahmebeschränkung einzuführen, wie man sie aus anderen Studios bereits kennt. Jeder Kulturmanager würde Forbach wahrscheinlich eher eine Veranstaltung à la Leonardys Musikfestspielen Saar empfehlen, damit die Publikumsmassen strömen und die Stadt dadurch attraktiver wird. Hinzu kommt schließlich, daß mit „Rendez-vous musique nouvelle“ und „Musik im 20. Jahrhundert“ zwei Festivals neuer Musik in noch größere räumliche Nähe rücken und sich Konkurrenz zu machen drohen. Dies allerdings soll durch die Kooperation mit dem Saarländischen Rundfunk abgedeckt werden; seit diesem Jahr gastieren die Festivals mit je einer Veranstaltung auch beim Kooperationspartner. Und im Bereich des Studios zeichnet

sich ab, daß der analoge Teil für pädagogische, der digitale für künstlerische Zwecke zur Verfügung gestellt wird, so daß hier Besucherströme sinnvoll kanalisiert werden können. Aus dem Ableger wächst allmählich wieder eine Pflanze, die mit der Bewilligung der Mittel für die Digitalisierung des Studios wichtigen Düngestoff erhalten hat. Wenn sie nun noch ihre Fühler über die Grenzen ausstreckt, kann sie im „Netzwerk Neue Musik Saar“ als Symbiont eine wichtige Rolle spielen.

Die Programmhefte des alten Metzger Festivals können bezogen werden über den PFAU-Verlag, Nauwieserstr. 19, 66111 Saarbrücken.

DIE KLARHEIT DER MITTEL

Danièle Huillet und Jean-Marie Straub beim 8. Saar-Lor-Lux Film- und Videofestival 1997

Von Andreas Wagner

Dem Saarländischen Filmbüro und dem kino acht-einhalb kann gar nicht genug dafür gedankt werden, die Regisseure Jean-Marie Straub und Danièle Huillet als Ehrengäste des diesjährigen Saar-Lor-Lux Film- und Videofestivals nach Saarbrücken eingeladen und einen großen Teil ihrer Filme in einer Retrospektive dem Publikum vorgestellt zu haben. Damit haben sie einem der wichtigsten Oeuvres der jüngeren Filmgeschichte eine Öffentlichkeit geschaffen, die ausführliche und intensive Auseinandersetzungen ermöglichte. Die beiden Regisseure haben nicht nur bei der Auswahl der Filme und sogar bei deren Beschaffung eng mit dem Filmbüro zusammengearbeitet, sie haben es sich auch nicht nehmen lassen, die technische Qualität der Vorführung im Auge zu behalten. Sie waren fast während der ganzen zweiwöchigen Retrospektive anwesend, nahmen an Seminaren teil und waren zu intensiven Diskussionen bereit und offen, kurzum: Sie haben die Authentizität, auf der sie in ihrer filmischen Arbeit wie kaum jemand sonst bestehen, auch hier konsequent walten lassen. Und das war, nicht nur für Saarbrücken, ein Ereignis, wie man es ganz selten nur erleben kann. Huillet und Straub haben sich ihrem Publikum im Nauwieser Kultur- und Werkhof gestellt als in ihrer Sache – der Sache des Films – Engagierte, und so kam ein Gefühl für die grundlegenden Fragen des Films – allesamt offene, prinzipiell unlösbare Fragen – auf, das sich bei derartigen Veranstaltungen üblicherweise nicht einstellt. Vieles, wovon die Rede ist, wenn es um die Filme der beiden geht oder eben „nur“ um Kino im allgemeinen, wurde nachdrücklich zurechtgerückt.

Der allerstärkste Eindruck aber, der sich während des Festivals einstellte, ist, daß es nicht gelingt, die Personen Straub und Huillet oder ihre Filme als abgeschlossenes „Kulturgut“ ins Prokrustesbett der scheinbar „bewältigten“ Filmgeschichte einzuzementieren und so ihrer Kraft zu entkleiden. Heute ist ihre Arbeit in mancher Hinsicht vielleicht noch radikaler als je zuvor; man denke an den *Tod des Empedokles*, an *Cézanne im Gespräch mit Joachim Gasquet*, an *Lothringen!* oder an den im letzten Jahr gedrehten Schönberg-Film *Von heute auf Morgen*. Von welchen anderen Regisseuren ihrer Generation läßt sich denn sagen, daß ihre Arbeit in keines der

üblichen Schemata der Einordnung und Bewertung paßt? Es scheint, daß die zündenden, Widersprüche aufschließenden und auslösenden dieser Filme ihrer Unerbittlichkeit wegen durch den Rost der filmverbreitenden Machtstrukturen fallen und dem Publikum damit vorenthalten werden.

Die Filme der Straubs beschreiben einen ganz eigenen weiten Weg; er vollzieht sich in langanhaltenden, bis ins Äußerste ausgereiften Prozessen der Prüfung und Konzentration aller zu Gebote stehenden filmischen Mittel.

Sämtliche dieser Mittel – Ton, Kameratechnik, Einstellung, Beleuchtung, Schnitt/Montage und Dekor, das künstlerische Material des Films –, sind bereits in den zwanziger Jahren in Herrschaftsmittel umgeschlagen.¹ Sie wurden mehr und mehr dazu eingesetzt, als narrative Codes Handlungsstränge, Dramaturgien darzustellen, eine inszenierte Realität in Form einer Geschichte wiederzugeben. Diese Semantik der Kulturindustrie ist die des falschen Einverständnisses. Die Zuschauer sollen vergessen, daß sie einen Film sehen; die filmische Technik hat in der Semantik und Dramaturgie eines *plots* aufzugehen. So werden im kommerziellen Film – und nicht einmal nur dort – Theaterschauspieler zum Mittelpunkt gemacht; alle Technik dient dazu, ihr Spiel zu unterstreichen. Die Schaulust der Zuschauer wird ins Korsett der Semantik filmischer Narration gezwängt, indem die Identifikation mit abstrakten Figuren und platt in der Geschichte aufgehenden Charakteren Widerspruch ausschließt. Dieses eingezwängte Sehen und Hören, das Aufgeben des Denkens, das Einschlafen des Bewußtseins für eine bestimmte Zeit wird dann Unterhaltung genannt. Man versteht den Code filmischer Narration, indem man ihn vergißt und das Spiel der Schauspieler als Vorspiegelung von Wirklichkeit bewundert. Film ist dann schlicht „Ausstrahlung“; die seiner Schauspieler, von denen sich längst jeder ein Bild gemacht hat, und die seiner selbst, zum Fetisch erhoben, zum Kultobjekt. Dies ist freilich nichts anderes als totalitär, und die Kulturindustrie hat die unglaublich propagandistische Wirkung des Films sehr früh erkannt. Dadurch ist es ein schwieriges Unterfangen geworden, filmische Mittel von ihrer Besetzung zu

befreien; denn viel eher sind Regisseure, und das gilt selbst für anerkannte Regisseure des Autorenkinos, von deren narrativer Funktionalität beherrscht, als daß sie sie beherrschen. Filme gelten als künstlerisch in erster Linie aufgrund des vielschichtigen literarischen und auch des politischen Anspruchs ihrer *plots*, der Vielschichtigkeit ihrer Charaktere, die mehr oder weniger filmisch gekonnt umgesetzt werden; man könnte das euphemistisch als „Filmtheater“ bezeichnen.²

Straub und Huillet haben es jedoch nicht aufgegeben, sich Sujets zuzuwenden, und ihre Kunst hat sich nicht in die bildnerische Abstraktion geflüchtet. Ihre Filme sind direkt der konsequenten Beobachtung der Filmgeschichte und des unsäglichen Verhältnisses zwischen ihrer Materie und Macht entwachsen. In der Haupttendenz, über alle Filme hinweg, haben sie sich darum bemüht, die Suggestion aufzugeben, daß das, was sich auch immer abspielen mag, zu der Zeit geschieht, da es über die Leinwand flimmert. Damit haben sie die Regeln üblicher Film-Narration verlassen und in ihren Filmen den Raum für Reflexionen und bewußte Wahrnehmungen der Zuschauer mehr und mehr vergrößert. Die Filme der Straubs spielen sich also in allererster Linie in der Wahrnehmung der Zuschauer ab, da ihnen die Möglichkeit zum Sehen, zum Hören und zum Nachdenken geöffnet statt versperrt wird. Indem sie Bild und Ton der Wahrnehmung des Zuschauers ausliefern, relativieren sie die Macht, die jene über ihn ausgeübt haben, bergen in ihren Bildern den Zweifel und die Widersprüche des Sehens und gelangen in der Semantik der Bilder (und des Tons) zur Möglichkeit von Realität.

Nur daraus läßt sich die Sorgfalt erklären, mit denen die beiden ihren Sujets begegnen. Diese gelten der herkömmlichen Wahrnehmung für geschichtlich gesättigt, gehören unterschiedlichen Genres an, erfahren jedoch in der filmischen Auseinandersetzung, denen die Straubs sie unterziehen, eine nachdrückliche Aufarbeitung. Die Filme verstehen sich als Spurensuche, als geologischer Aufschluß, der die verschiedenen, sedimentierten Schichten freilegt und sie nebeneinander stehen läßt. Darin liegt die Gewalt dieser Filme. Das aus der Antike kommende Prinzip der Einheit von Zeit und Ort taucht in der filmi-

schen Arbeit von Straub und Huillet immer wieder auf. *Von heute auf morgen* (1996), Schönbergs ungeliebter Einakter von 1928, wurde gar mit live zu spielendem Orchester, live singenden Sängern, kurz, in wirklichem O-Ton aufgenommen. Wieviel Mühe haben Straub und Huillet nicht darauf verwendet, den richtigen Drehort für einen Film zu finden, der es sowohl erlaubt, ohne Nachsynchronisation zu drehen, als auch, wie etwa im Falle der *Antigone* (1991), eine eigene Zeitschicht entwickelt, die es ermöglicht, ihn als wirklich eigenständig wahrzunehmen! Dadurch nehmen sie weder die Szenerie, noch die Menschen, noch die Textvorlagen in Besitz, die ihrerseits die Folge der Einstellungen und die Schnitte präzise motivieren, sondern belassen die Identität der Akteure, des Ortes und des Textes (des Tons).

Eine ganze Reihe der beim Festival vorgeführten Filme basieren auf literarischen und theatralischen Sujets, so *Machorka Muff* (1962) und *Nicht versöhnt oder Es hilft nur Gewalt wo Gewalt herrscht* (1964/65), nach Vorlagen von Böll, *En Rachâchant* (1982) nach Marguerite Duras, *Der Tod des Empedokles I* (1986-88) nach Hölderlins Trauerspiel oder auch



Klassenverhältnisse (1983) nach Kafkas „Verschollenem“ (Amerika), *Antigone* (1991) und *Geschichtsunterricht* (1972) nach Brecht.

Erstaunlich ist die häufige Auseinandersetzung mit Musik, zunächst mit Bach in *Chronik der Anna Magdalena Bach* (1967), sodann mit Schönberg in drei Filmen: *Einleitung zu Arnold Schönbergs Begleitmusik zu einer Lichtspielszene* (1972), *Moses und Aaron* (1974) und *Von heute auf Morgen* (1996).

Moses und Aaron ebenso wie *Von heute auf Morgen* zeigen deutlich, woran es der heute üblichen Inszeniererei von Opern mangelt, nämlich schlicht am Gespür für Musik. Es gibt keine Inszenierung von *Moses und Aaron* – *Von heute auf Morgen* wird ja ohnehin nicht aufgeführt –, die sich nicht damit hervortäte, die Musik einschließlich des Gesangs unter „interpretatorischen Einfällen“ der Regisseure und gestischer Überspielerei zu begraben, die Oper insgesamt in der theatralischen Überspitzung banalster Handlungsstränge zu ersticken.³ Deshalb kommt den beiden Filmen von Straub und Huillet bereits in diesem Kontext eine unschätzbare Bedeutung zu, da sie es, mit der Partitur in der Hand, freilich auch mit dem Einsatz hervorragender, von ihrer Arbeit überzeugter Musiker, zuwege gebracht haben, die vielschichtigen, sich widersprechenden Dimensionen der beiden Schönberg-Opern nebeneinander stehen zu lassen und sie in Bildern aufzuschließen.

Von heute auf Morgen, der neueste Film von Straub und Huillet, beschränkt sich auf ein bürgerliches Interieur der zwanziger Jahre und überwiegend auf zwei Kamerastandpunkte, die von links vorne nach rechts hinten sowie von rechts vorne nach links hinten den Raum erfassen und, in einer an die Ästhetik des Stummfilms gemahnenden Manier, das mit sich und der Eifersucht hadernde Paar in Bildern und Schnitten entfalten, die die Musik unterstreichen.

In vielerlei Hinsicht am radikalsten ist *Paul Cézanne im Gespräch mit Joachim Gasquet* (1990); „dieser Film ist kein Film und doch wieder einer“, so Straub kurz vor der Vorführung der deutschen Fassung im Audimax der Saarbrücker Universität.

Zwei Standbilder mit einer Photographie Cézannes auf rotem Hintergrund, ein Zitat aus Jean Renoirs *Madame Bovary*, ein Zitat aus ihrem eigenen Film *Der Tod des Empedokles*, zwei Einstellungen der Montagne Ste. Victoire (inklusive eines langen Schwenks), eine Einstellung eines Platzes in Aix und Aufnahmen einiger Gemälde Cézannes füllen rund eine Stunde. Dazu spricht aus dem *off* Danièle Huillet Cézanne und Jean-Marie Straub Joachim Gasquet; d.h. sie liest den Text, manchmal psalmodierend, später sich manchmal zu einer Art Schönbergischem Sprechgesang aufschwingend. Dabei ist jeder der wenigen Schnitte durch den Text motiviert, und erstaunlicherweise gelingt es, die Bilder nicht zu einer Illustration der Texte zu degradieren, wie man erwarten könnte. Die beiden Filmzitate spielen hierbei eine eigentümliche Rolle, weil sie, assoziativ mit dem Text Cézannes verbunden, ein Gegengewicht zu den Einstellungen von Cézannes Gemälden, aber eben auch zur Einstellung der Montagne Ste. Victoire bilden; nicht nur im Sinne eines Verfremdungseffektes, sondern auch, um die Einheit von Text und Schnitt zu stören, den Cézanneschen Monolog in



einen Dialog zu verwandeln, so als ob Hölderlin und Flaubert/Renoir mit Antworten eingriffen. So bleibt die Montagne Ste. Victoire ein Berg, der Cézanne wohl inspirierte; er wird nicht besetzt, von Bedeutung verschlossen: Der Blick der Kamera, der durch einen Schwenk bewußt gemacht wird, dient nicht zur Illustration, sondern stellt den Berg gleichsam erhaben über und neben den meditativ reflektierenden Text Cézannes und das Bild, das die Einstellung von ihm entwirft. Der monologartige Text Cézannes ist kein geschriebener Text, er ist die Niederschrift eines Gespräches, und hierüber wird der Zuhörer/Zuschauer im Film auch nicht im unklaren gelassen. Der Text aus dem *off* dringt mal aus den Bildern, mal reflektiert er sie scheinbar, um dann den Anstoß für den Wechsel des Bildes, den Schnitt und den Schwenk zu geben, er reagiert auf die Bilder, verändert sie, spricht mit ihnen. Hier wird eine Funktion der vielgescholtenen „langen“ unbeweglichen Einstellungen mancher Filme der Straubs überdeutlich. Wäre die eine Einstellung der Montagne Ste. Victoire nicht so lange, so wäre die Gelegenheit verloren, das Spiel von Wind und Licht erfahren zu können, das sich im Laufe der Zeit abspielt, der Berg wäre zum Objekt verkommen und könnte sich gegen den gesprochenen Text niemals behaupten. Nur zu Anfang einer solchen Einstellung hat der Betrachter den Eindruck eines Standbildes, nach einer Weile beginnt man das Bild abzutasten, bemerkt die beständige Veränderung der Wahrnehmungen, die in diesem Fall auch durch den Wechsel des Sonnenlichtes und den Einfluß des Windes manifest wird. Es gelingt in diesem Film das schwierige Unterfangen, Gemälde zu filmen, ohne ihre Identität durch ihre Reproduktion zu verletzen, indem durch Einstellung und Beleuchtung die Präsenz der Kamera unterstrichen wird, durch die wir Zuschauer zu blicken scheinen.

Der Bräutigam, die Komödiantin und der Zuhälter (1968) beginnt mit einer langen Kamerafahrt entlang eines Münchner Autostrichs, deren Schluß un-

vermittelt mit dem Anfang einer Bach-Kantate unterlegt ist, die erst am Ende des Films fortgesetzt wird. Eine andere Version dieser Fahrt ist in Rainer Werner Fassbinders *Liebe ist kälter als der Tod* (1969) eingearbeitet, worauf Straub in einer Diskussion nach der Vorführung von *Der Bräutigam...* im Kino achteinhalb hinwies. Die Fahrt wurde von Straub/Huillet mit zwei Kameras gedreht, jedoch nur die Version mit der schrägen Einstellung zum Straßenrand verwendet. Fassbinder benutzte die andere Version, bei der die Kamera im rechten Winkel zum Straßenrand steht. Anhand dieser Kamerafahrt wird der drastische Unterschied bemerkbar, der zwischen der Filmästhetik von Straub und Huillet und der Fassbinders liegt. Bei Fassbin-



der ist die Fahrt, kaum halb so lang, in die Handlung einbezogen: Der Gangster Bruno (Uli Lommel) möchte den Zuhälter Franz (R.W. Fassbinder) und seine Prostituierte Joanna (Hanna Schygulla) für das Gangstersyndikat gewinnen. Auf der Suche nach Joanna steigt er in sein Auto, fährt zum Autostrich – es erfolgt die Kamerafahrt, die für den *Bräutigam...* entstanden ist – und trifft dort eine Straßenprostituierte, die er nach Joanna ausfragt. Bei Fassbinder besitzt die Fahrt allein eine narrative Funktion, sie steht für die Fahrt eines Protagonisten zwischen zwei Takes mit Uli Lommel im Auto. Die Fahrt im *Bräutigam...* nimmt keine narrative Funktion ein, sie weist darüber hinaus, bleibt sie selbst;

sie ist dafür auch lang genug und ihr folgt unvermittelt der zweite Teil des Filmes, eine auf zehn Minuten gestauchte Aufführung des dreiaktigen Dramas „Krankheit der Jugend“ (Ferdinand Bruckner) durch Fassbinders Theater-Gruppe.

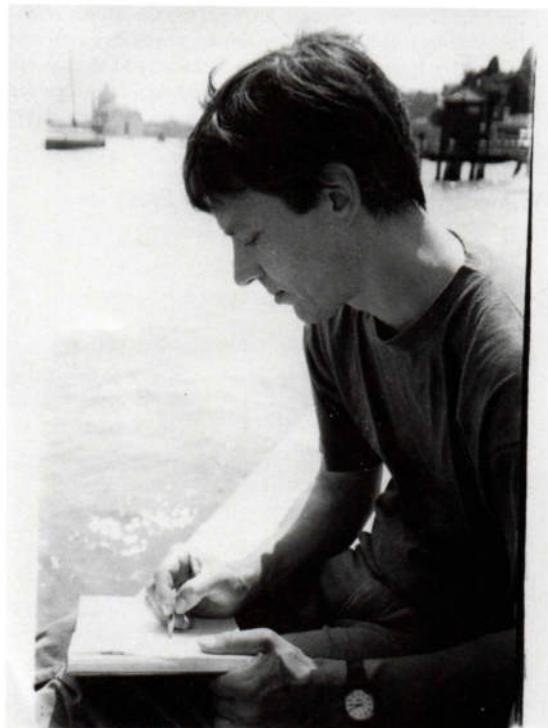
Fassbinder durchbricht nicht die Techniken der Filmnarration, Bild-Schnitte treiben die Dramaturgie weiter und gehen in ihr vollständig auf. Die Charaktere, die er als Autor entwirft, und die Entwicklung eines Dramas halten den Film zusammen und treten als ein Anliegen des Autors in den Vordergrund, das es gilt zu vermitteln. Bei Straub und Huillet bleibt eine Einstellung eine Einstellung, ein Schnitt wird deutlich, indem er keine Handlung heraufbeschwört; Film bleibt so bei sich selbst, die Bilder scheinen in ihren Widersprüchen zu sich gekommen zu sein.

Der Zweifel über das Sehen, das Hören und Verstehenkönnen, der den Filmen von Jean-Marie Straub und Danièle Huillet von Anfang an wie ein Stachel in den Bildern steckt, ist ein Anzeichen des tiefen Realismus ihrer Filme, die dem Leben, der Wahrnehmung, der Natur (?) abgeschaut sind, wo sich eben nichts so abspielt wie „im Kino“.

Anmerkungen

- 1 Man denke nur an Hans Richters epochemachendes Pamphlet „Filmgegner von heute – Filmfreunde von morgen“ (1929); dort heißt es im Vorwort: „Sie sind Filmgegner? So wie der Film heute ist, kann er gar nicht genug Gegner haben. Der Filmgegner von heute hat eine Kulturmission zu erfüllen: Den schlechten Film zu bekämpfen, protestieren, den Protest zu organisieren. Je mehr Filmgegner, um so größer die Möglichkeit für bessere Filme. [...] Sie alle sollten den schlechten Film noch mehr verachten lernen, als bisher. Sie sollen aber auch den Film als Kunst wieder lieben lernen. Sie, die Filmgegner von heute, sollen die Filmfreunde von morgen werden. Sie sind die Hoffnung des Films. Schalten sie zunächst jede Vorstellung vom heutigen Film vollständig aus. Denken Sie vor allem auch nicht an Theater und Schauspielerei. Wir wollen die Mittel objektiv prüfen.“ (Hans Richter: *Filmgegner von heute – Filmfreunde von morgen*, Frankfurt/M 1981, S. 5.)
- 2 Das gilt etwa für die Filme Rainer Werner Fassbinders, besonders für die frühen.
- 3 Die letztjährige Saarbrücker Inszenierung des Moses zeichnete sich etwa dadurch aus, den dritten, von Schönberg nicht mehr komponierten, nur noch gesprochenen Akt als eine Art Prolog an den Anfang vorzuverlegen und damit den Sinn der beiden von Schönberg vollendeten Akte zu entstellen, wenn nicht zu karikieren.

Photos: Uwe Bellhäuser / Fine Art Press



Ulrich Kerker

Aus: „Sechs Linolschnitte“, 1997

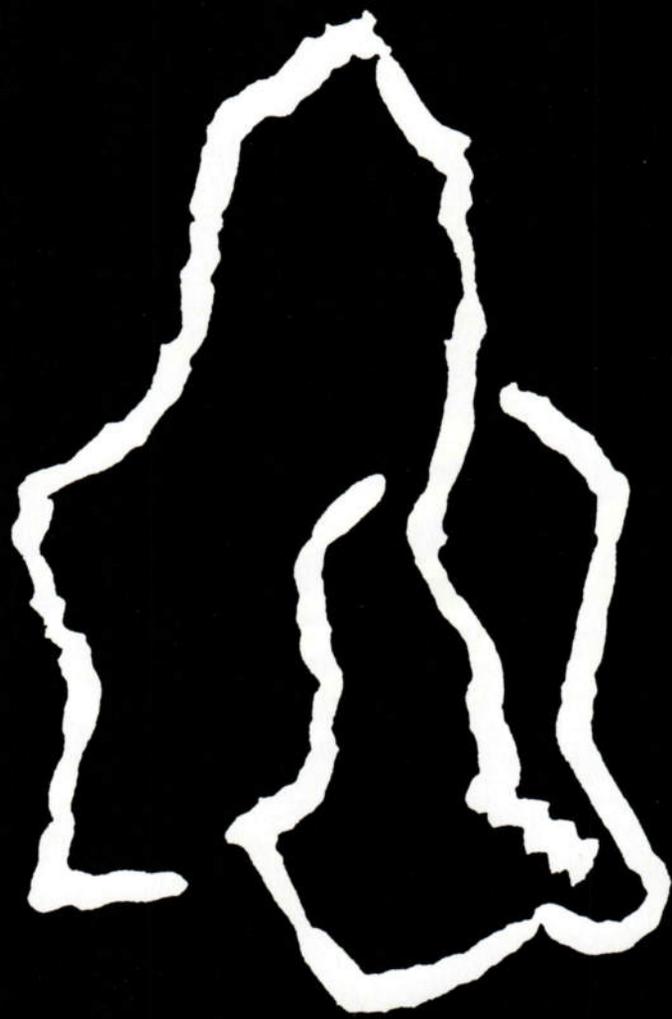
- 1953 geboren in Remscheid
- 1973 Abitur
- 1973-80 Studium an der Kunstakademie
Düsseldorf (Prof. R. Sackenheim,
Dozent D. Hees)
- 1981 Ringenberg-Stipendium des Landes NRW
- 1982/83 Kunsterzieher an einem Gymnasium
- 1985-90 Lehraufträge für Druckgraphik an der
Kunstakademie Düsseldorf und der
Universität Gesamthochschule Siegen
- seit 1990 Leiter der Druckwerkstatt an der
Hochschule der Bildenden Künste Saar

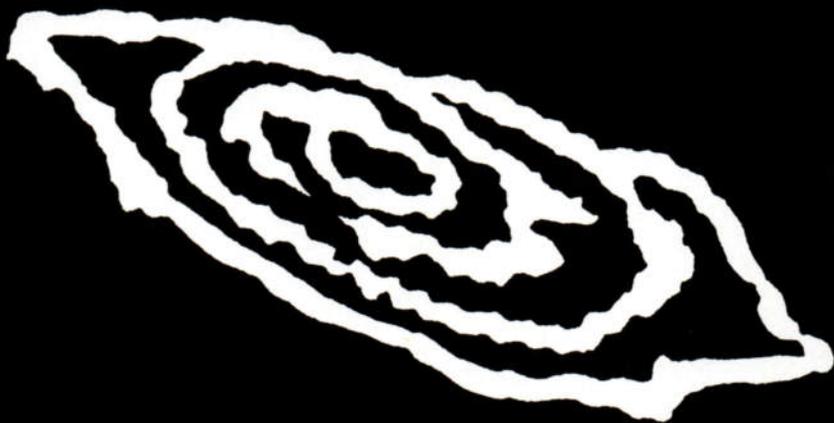
Graphische Folgen und Bücher (Auswahl):

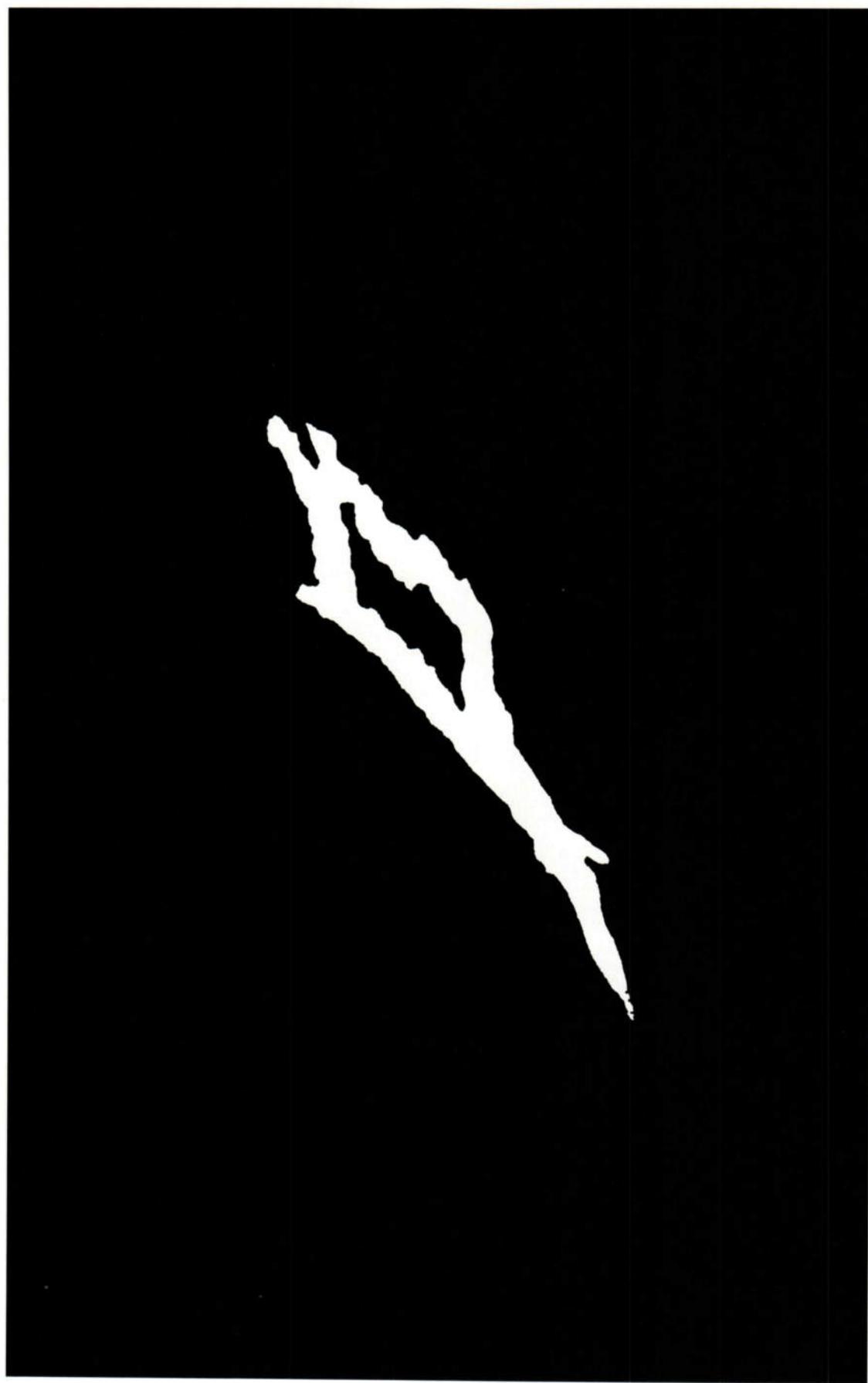
- Ambrose Bierce: Aus dem Wörterbuch des Teufels.
Neun Akte typographischer Zerstörungen. 1988
- O.T. 16 Siebdrucke ohne Titel. Remscheid 1990
- 911991 Elfmal fünf gebogene Linien. Saarbrücken 1991
- Mundwald. 15 Steindrucke in einer Mappe. 1992/93
- Der Asphaltgarten des Jehan Ango. 18 Aquatinta-
radierungen. Saarbrücken 1993/94
- 17 kleine Stücke. Zinkätzungen und Bleisatz. Auflage:
33 Exemplare. Saarbrücken 1996
- Sechs Linolschnitte. (In einer Mappe) Auflage: 25
Exemplare. Heidelberg 1997

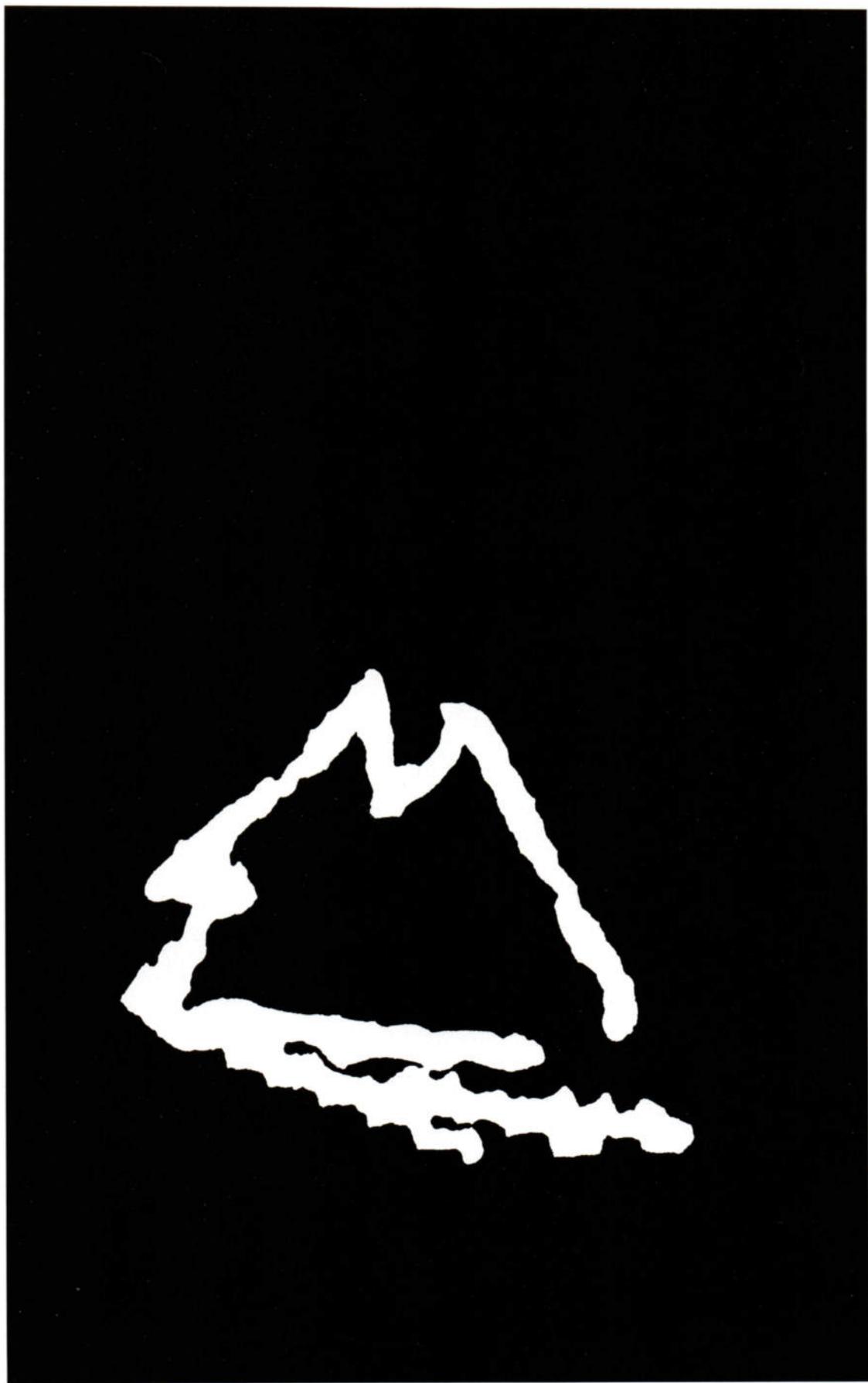
Ausstellungen / Beteiligungen (Auswahl)

- 1980 Akademiestudenten im Kunstmuseum
Düsseldorf
Bibliothek der Kunstakademie Düsseldorf
- 1981 Orangerie Schloß Benrath
Atelierzentrum Schloß Ringenberg
- 1983 Kunstpreis Junger Westen, Kunsthalle
Recklinghausen
- 1985 Heinrich-Heine-Ausstellung, Kunstpalast
Düsseldorf
- 1986 Jahresausstellung Düsseldorfer Künstler
- 1988 Städtische Galerie im Rathauspark, Gladbeck
Einblick '88, Kreishaus Siegen-Wittgenstein
- 1989 Graphothek der Stadt Remscheid
Siegerland-Museum, Oberes Schloß Siegen
- 1991 Schwarz-weiße Bilder von der Presse,
Mairie Meisenthal
- 1992 Bilder und Buchstaben,
Universitätsbibliothek Köln
Lochkamera-Photographien, Torhaus 1 in
Völklingen
- 1993 Licht-Bilder, Glashaus Galerie Siegen
- 1994 Gildegalerie Bad Bergzabern (mit Philipp
Heintz)
- 1995 'Ballwechsel' mit Daniel Hees in der Grapho-
thek der Stadt Remscheid
- 1997 Künstlerbuch, Städtische Galerie Haus Seel









1956 in Quierschied geboren. Abitur über den 2. Bildungsweg. Seit 1989 Studium der Germanistik und Kunstgeschichte. Seit 1976 gelegentliche Veröffentlichungen von Gedichten, Erzählungen und Kritiken in Zeitungen, Zeitschriften und im Saarländischen Rundfunk.

Buchveröffentlichungen: Das Zimmer, Erzählungen (1981); Der Landläufer, Prosa (1984); Übersiedeln, Gedichte (1984).

Die ersten beiden sowie die drei letzten der folgenden Gedichte werden hier zum ersten Mal gedruckt; die übrigen Texte sind erschienen in dem Band: *In einem Café fällt die Zeit ins Haar*. Gedichte [1988–1995]. Blieskastel, Gollenstein 1996. 79 S. (Für die Erlaubnis zum Abdruck danken wir dem Autor bzw. dem Verlag.)

Die Augen
die über Jahre
die Schränke prüften
die Bücher die Kleider
die Wände
und das Licht
das an ihnen
aufgeben wollte
borgen sich
Atem
aus anderen Worten

Eine Taube
streicht
ins Grau
das verklingt
wie die hingesummte
Frage
eines Kindes
an der Hand
eines müden Nachmittags

Was mag aus
ihr geworden
sein
der Bewegung
die einen Zweig
aufhing
der hinunterdorrt
auf die Zeit

Das Laute
des Tages
das sich sammelt
und hockt
vor der Nacht
wie ein Kind
vor dem Meer

Die Augen schließen
um zu sehen
durch das Blau oder Grau
oder Grün
den gewöhnlichen Regen
wie er fällt
durch die Jahre und
Herzen

In einem Café
fällt die Zeit
ins Haar
wird ähnlich
den Wolken
auf dem Tisch
eine Tasse eine
Zeitung
ich gehe dann
fort
die Dinge haben
ein Recht
allein zu sein

Der Abend
ähnelt einer Augenbraue
einem Tier
das es nicht gibt
einem Wort
das sich weigert
erfunden zu werden
einem Meer
von dem geblieben
sind
die Kiesel

Später einmal
in der Mulde
der Zeit
werden deine Worte
erfunden sein
und ihr Klang
der war

Eine Wespe
kniert sich ins Weiß
überrascht
von einer Farbe
und einem Herbst
der Tisch
will sie umfassen
wie Bernstein
und wird sanft
daran scheitern

Das Glas
zerspringt jenseits
des Herbstes
das Blatt
spiegelt sich zurück
an den Baum
die andere Zeit
überredet
den Sommer
zu fallen
in das Gleichnis
der Hände

Der Baum
bekennt sich
zu seinem Schatten
zu den Gesprächen
am Mittag
den Silben
die ihm entgegenatmen

Die verlorene Ehre des Malers Fritz Zolnhofer

Eine Stellungnahme von Gaetano Groß

Mit dem Abdruck der Zuschrift von G. Groß entsprechen wir der Bitte des Lesers, seiner Empörung über die Kunstberichterstattung der Saarbrücker Zeitung ein Forum zu bieten. Eine Diskussion des Beitrags in der Hefte-Redaktion steht noch aus; er wird dort mit Sicherheit auf Widerspruch stoßen – vermutlich aus ganz verschiedenen Gründen. Auch Stellungnahmen anderer Leser sind willkommen und werden im nächsten Heft Berücksichtigung finden.

Fritz Zolnhofer – ein Nazi?

Der Artikel „Bildnis des Künstlers als Opportunist“ (SZ vom 2./3.8.97) von Frau Giessler und das eine knappe Woche später folgende Interview von Frau Döpke mit Herrn Uthemann: „... nicht noch die Untaten zeigen“ (SZ 7.8.97) denunzieren auf primitivste Art den Künstler F. Zolnhofer (1898 bis 1965) als „Wendehals“. Es ist weder bekannt, daß er Mitglied der NSDAP war, noch, daß er hohe Ämter im 3. Reich innehatte. „Nicht der einzige saarländische Künstler, den man im Register des alten Kataloges entdeckt; Richard Becker, Mia Münster, H. J. Müller und andere hatten hier ihre Beiträge abgeliefert“, schreibt Frau Giessler. Als Beispiel wird das von Zolnhofer 1940 gemalte Bild „Zerschossene Straße“ angeführt (SZ vom 7.8.97). Daß auf dem Bild keine NS-Propaganda zu finden ist, stört weder Frau Giessler, noch Herrn Uthemann: Zolnhofer wird diskreditiert. Auf dem Bild ist eine zerschossene Straße zu sehen, und sonst nichts. Im Gegenteil: im Jahre 1940 ein solch trostloses, gänzlich unheroisches Bild der Verwüstung zu malen, zeugt von mehr Mut, als es 57 Jahre später zu denunzieren. Dieses Werk ist für mich Ausdruck einer „gelebten Erfahrung“ (Joseph Campbell), und als eben dieses ist es bedeutend für nachfolgende Generationen. Zolnhofer malte dieses Bild „im Auftrag eines Nazi-Funktionärs“ (SZ vom 7.8.97). Hätte er den Auftrag abgelehnt, wäre er vermutlich, wie viele andere, in einem Lager interniert worden.

Zolnhofer malte, um zu überleben. Dennoch ist es ihm bei dem Bild „Zerschossene Straße“ gelungen, eine „ehrliche Aussage“ zu machen. Das Bild zeigt weder Propaganda, noch Blut und Boden-Mentalität, sondern lediglich die Tristesse und Hoffungslosigkeit einer durch Krieg verwüsteten Straße. Es

eignet sich weder zur Glorifizierung, noch diene es der Ermutigung. Auch das zuvor gezeigte Bild „Hitler als Tod“ wird von Frau Giessler als Beweis für den „Wendehals“ Zolnhofer benutzt. Das Bild ist aber als Verarbeitung einer traumatischen Erfahrung zu sehen. Wer, außer Frau Giessler, will ihm die Verarbeitung seiner Ängste vorwerfen?

Ich habe selten eine so polemische und unprofessionelle Kritik gelesen. Einen Künstler, posthum, derartig zu diffamieren, muß einen anderen Grund haben.

Kunst und Moral

Viele bekannte Künstler sind den Irrtümern der Geschichte aufgefressen. Ich möchte einige Beispiele aufgreifen: Kirchner, der berühmte Expressionist war zu Beginn ein Sympathisant des Nationalsozialismus. Enttäuscht war er, seine Bilder in der Ausstellung „ENTARTETE KUNST“ zu finden. Dali war bis zu seinem Tode ein Anhänger Francos, dennoch bleiben viele seiner Werke bedeutend. Die italienischen „Futuristen“ sympathisierten ganz offen mit dem Faschismus. Kein Museum in Italien wird sie entfernen! Herrmann Nietsch, Aktionskünstler der siebziger Jahre, wurde wie sein Kollege Otto Muehl wegen Unzucht mit Kindern rechtskräftig verurteilt. Muehl nahm sich das Recht, als selbsternannter Chef einer Kommune auf der Insel Gomeira, alle heranwachsenden Mädchen und Jungen ab 12 Jahren zu deflorieren. Trotzdem werden die Werke der beiden noch heute als „wichtiger Beitrag zur Moderne“ gewertet. Nietsch bespritzte seine Jünger auf sogenannten Happenings mit Schweineblut, Innereien und Kot. Diese „Aktionskunst“ wird, trotz der bewiesenen Unzucht mit Kindern, nicht als das gesehen, was sie ist... (eine Schweinerei!), sondern als ein Meilenstein der Kunstgeschichte. Bleibt noch Joseph Beuys. Wird sein Werk aus Museen entfernt, weil er, gegen den Willen seiner Eltern, in die Hitlerjugend eingetreten war und nach dem Abitur (als Zolnhofer, 1940, die zerstörte Straße malte) sich freiwillig bei der Luftwaffe des Deutschen Reiches meldete? Schließlich wurde er sogar hochdekorierter Kampfflieger des Führers! Niemand wirft Beuys, damals 18 Jahre alt, seine „Jugendsünde“ vor. Mit

Recht!! Dennoch besteht für mich ein Riesenunterschied, ob ein Künstler eine „Auftragsarbeit“ annehmen muß wie Zolnhöfer oder freiwillig in einem Kampfflugzeug Dienst tut.

Kunst und Macht

Die moralische Frage scheint mir bei dem von Giessler und Uthemann entfachten Sommertheater eine unberechtigte und somit vorgetäuschte zu sein. Die Qualität der Bilder Zolnhöfers als „miserable Malerei“ (Giessler) oder gar als „Untat“ (Uthemann) zu bezeichnen (wobei das Wort Untat verdächtig nach „Unmensch“ klingt), zeigt die Arroganz unserer Kultur-Elite.

Über die Macht einer Kritikerin wie Frau Giessler, in einer Region, die nur *eine* Tageszeitung kennt, ist sich wohl jeder im klaren. Aber Macht zu mißbrauchen ist ein anderes Kapitel. Frau Giesslers berüchtigte Antipathie gegen jede Form der gekonnten „Gegenständlichen Malerei“ ist landesweit bekannt. Sie macht ihre persönliche Abneigung zu ihrer Mission.

Das i-Tüpfelchen setzt aber der nihilistische Gipfelstürmer Uthemann (Kustos der Modernen Galerie). Aus dem Zitat Picassos („Zu definieren, was ist Kunst: wenn ich es wüßte, würde ich es für mich behalten“) formt der Kunstverwalter, in einem Interview, den folgenden bemerkenswerten Satz: „An dem Tag, an dem ich verstehe, was Kunst ist, hänge ich meinen Job an den Nagel und werde Sachbearbeiter im Liegenschaftsamt oder Guru...“

Herr Uthemann weiß zwar nicht, was Kunst ist, ist sich aber ganz sicher, was nicht Kunst ist („Untat“). Ich muß allerdings bemerken, daß jemand der weiß, was nicht Kunst ist, folgerichtig auch wissen muß, was Kunst ist. (Das Gute definiert sich durch das Schlechte, *sonst gäbe es nur Gutes oder nur Schlechtes!!!*)

Unwahr ist, daß Herr Uthemann seinen gutbezahlten Job an den Nagel hing, um im Liegenschaftsamt zu arbeiten. Ungeklärt ist aber die Frage, ob er sich nun als Guru oder gar als Künstler fühlt (siehe Zitat Picasso). Der alte Alptraum der Künstler scheint also

wahr zu werden: Feuilletonist und Kustos, beides erfolglose Künstler, werden, sobald sie an der Macht sind, zu zähnefletschenden Werwölfen, die über unbedarfte Lämmer (Künstler) herfallen. Am besten noch posthum, da sich Verstorbene noch weniger wehren können.

Kunst und Geld

Schon in der SZ-Serie „Kulturland Saar“ wies Herr Güse (Chef des Saarlandmuseums und der Modernen Galerie – Gesamthaushalt rd. 6.500.000 DM) auf die „Altlasten“ (u.a. Zolnhöfer?) hin. Diese „betreffen den Zustand der Gebäude, wie auch den der Werke“ (Güse). Es ist bekannt, daß die Etats, nicht nur im Saarland, schrumpfen und die Verteilungskämpfe härter werden. Folgerichtig plädiert Güse dafür, u.a. die Zuschüsse für die „Perspectives du Théâtre“ zu streichen, und er stellt auch den Erfolg der „Musikfestspiele Saar“ in Frage: „man müßte nämlich an die Musikfestspiele mit der doppelten oder dreifachen“ (der bereits vorhandenen) „Finanzmenge herangehen, um sie zum Erfolg zu machen“. Und weiter wirft er der Landesregierung „kulturelle Inkompetenz“ vor. Die Landesregierung wiederum rechnet Güse seine Flops vor (z.B. Morandi-Ausstellung: in Saarbrücken 8.000 Besucher – in Düsseldorf **55.000** Besucher).

Weiter wirft Güse der Landesregierung vor, sie „instrumentalisieren“ die Kunst. Nun die Retourkutsche: Ministerpräsident Oskar Lafontaine und andere Polit- und Wirtschaftspromis sind Sammler und Liebhaber der Kunst Zolnhöfers. Zerrieben wird bei dieser Auseinandersetzung dabei das schwächste Glied: Zolnhöfer als Mensch und als Künstler. Die Instrumentalisierung ist ein gängiges Mittel der, in diesem Falle, kulturhoheitlich mächtigen HerrschaftInnen Giessler und Uthemann.

Provinz beginnt im Kopf

Moralinsauer ist die Maske der Ungerechten. Ein kleines Land wie das Saarland, das immer eine rege Kunstszene hatte, wird zur kulturellen Provinz degradiert! Das andauernde angestrengte Schielen nach den fernen „Kunstzentren“ der Republik erweist sich nicht nur als beschwerlich, sondern versperrt den ach

so notwendigen Blick auf die Region. Statt auf eine eigenständige, vielleicht bodenständigere (warum auch nicht!) Kultur zu schauen, wird die Aufmerksamkeit nur auf das gerichtet, was in Berlin, Köln oder Kassel etc. passiert. Später wird es als Alibi in einer sog. „Kunstszene Saar“-Show mit mindestens 2-jähriger Verspätung gezeigt.

„Ein Saarländer, der eigene Wege geht, muß schon mal auswandern, um seine Erfolge an anderen Orten zu finden, bevor er im eigenen Land anerkannt wird.“ Das allerschlimmste, was einem eigenständig denkenden saarländischen Künstler passieren kann, ist, in diesem Lande zu bleiben: Er wird nicht wahrgenommen werden – „sollte aber wider Erwarten die Blüte der Wahrnehmung aufgehen, kommt sicherlich schnell ein Kamel des Weges, frißt sie auf und scheidet sie nach bekanntem Muster wieder aus“ (G. Willeke).

PS: Giessler wie Uthemann täten übrigens gut daran, das Taschenbuch „Kunst im 3. Reich – Dokumente der Unterwerfung“ (Verlag 2001) oder den gleichnamigen Ausstellungskatalog anzuschauen. Deren Bildbeispiele illustrieren vorzüglich, was es mit der „Blut und Boden-Malerei“ auf sich hatte. Mathias Paduas Bild „Der Führer spricht“ (1937) oder „Die beiden Sämannen“ von Albin Egger-Lienz sowie Artur Kampf's Bild „Die Jungfrau von Hemmingstedt“ (1939) empfehle ich zum Vergleich mit Zolnhofer! Sie sind Zeugnisse der „Monumental-Programmativen Malerei“ (Klaus Wolbert) dieser Zeit.



Joseph Roth: Briefe aus Deutschland

Joseph Roth: Briefe aus Deutschland. Mit unveröffentlichten Materialien. Herausgegeben mit einem Nachwort von Ralph Schock. Gollenstein Verlag, Blieskastel 1997.

Sieben Reportagen schickt der Journalist Joseph Roth im Herbst des Jahres 1927 an seinen Freund Benno Reifenberg, den Feuilleton-Leiter der „Frankfurter Zeitung“. Roth, der Journalist, der Reporter, der Romancier, der „die Welt kennenlernt, indem er sie durchwandert“.

Er war einer, der auszog, um zu sehen, mit neugierigem Interesse an der Welt und den Menschen darin – an ihnen vor allem. Die subtile Art, mit der er sie betrachtet, der aufmerksame Blick genaueren Beobachtens ist vielleicht überhaupt das Beste an seinen Reportagen. „Das ‘Thema’ ist mir nichts mehr als ein Vorwand, Menschen darzustellen“, schreibt er zwei Jahre später an Gottfried Benn. Er liest in ihren Gesichtern wie in Landkarten, folgt ihren Blicken, ihrem Gang – Zeit und Zustände spiegelt er darin, in den Gesten, im Sprechen und im Schweigen. „Die Frauen haben das unbestimmte Alter der Proletarierinnen: zwischen Fünfundzwanzig und Sechzig. Viele sind dunkel gekleidet. Sie tragen keine Hüte. Sie tragen die Haare schütter und lang und bleich und farblos, in gleichgültigen, verlegenen Knoten zusammengebunden. Strähnen streifen sie mit harten Händen aus den Gesichtern. Lockere Haarnadeln drücken sie wie Dolche in das Haarfleisch des Knotens. Ihre Ge-

sichter sind grau und zerfurcht, Physiognomien von männlichen Denkern. Die Sorgen machen Schnäbel aus Nasen, Spalten aus Mündern, kleine blasse Lichtfünkchen aus Augen.“

Illusionslos sind die Menschen, die er beschreibt, sprachlos eingefügt in ihr Schicksal. Sie sitzen in Cafés oder an Versammlungstischen, sie arbeiten gebückt im Staub und Schmutz der Bergwerke, vor den glühenden Kohleöfen, sind unterwegs im Regen zur Nachtschicht oder schweigen an Wirtshaustischen. „Der blaue Rauch ... ist der visuelle Ausdruck der Stille.“

Sehr subjektiv sind Roths Berichte, persönlich, sie gehen aus von dem, was ihm begegnet. Er wählt die Form des Briefes – Vertraulichkeit im öffentlichen Medium, sinnliche Erfahrung statt künstlicher Problemstellung. Die Briefe erzählen vor allem über den, der schreibt, sind literarisch durchgeformt wie seine Romane. „Ich gehe absichtlich von Menschen und Privatem aus, lasse dann in’s Allgemeine wachsen. Meine ganze Berichterstattertätigkeit ist wie ein Buch angelegt.“ Man wüschte sich, mehr von der Welt durch seine Augen zu sehen, vielleicht sähe man genauer.

Seine Sprache ist erfindungsreich und präzise, poetisch und bilderreich manchmal. Manchmal lakonisch, wenn Müdigkeit und Sprachlosigkeit nur die Einzelheiten stehenläßt, die der Blick noch festhalten kann. „Die Straße ist kalt und finster. Aus den Kinos fallen Menschen in die Nacht. Aus

dem Werk flammt es gegen den Himmel. Eine ständige, regelmäßige, Daseinerhaltende Katastrophe. Vierter nach Saarbrücken. Viehwagen mit Bänken. Trübes Licht. Rucksäcke. Elendssäcke. Unglücksetuis. Gesichter, übergiebelt von Mützenschirmen. Dunst von nassen Kleidern. Pfeifentabak, scharf, Salmiak. Schweigen...“ So endet ein Bericht – der Nachhauseweg von einer Arbeiterversammlung in Neunkirchen nach einer Rede von Angelica Balabanoff gegen den Faschismus.

Roth sucht den Zugang zu seinen Berichten über Details, scheinbar unbedeutend, wirft von da Streiflichter auf die Zeitgeschichte, sucht im Einzelnen das Ganze festzuhalten, aufleuchten zu lassen. Er schafft Atmosphäre mit einzelnen Bildern, komponiert und konzipiert die Szenen literarisch wie Filmsequenzen. Es sind Fragmente in einer Zeit, in der die Möglichkeit objektiver Sicht fragwürdig geworden ist, die Zusammenhänge ebenso wie die Werte. Die Schaufenster sind heller als die Straßen.

Als siebenteilige Serie mit dem Titel „Briefe aus Deutschland“ erscheinen die Aufzeichnungen in einem Zeitraum von fast zweieinhalb Monaten im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“. Der erste Beitrag am 16. November erzählt von der Fahrt durch Lothringen und dem Besuch des Freundes und Kollegen Hermann Wendel in Metz, der zweite von der Ankunft in der Stadt: „Der Bahnhof von Saarbrücken ist der traurigste al-

ler Bahnhöfe, in denen ich jemals ausgestiegen bin.“ ...Die finsternen Tunnels der Züge sind „lichte Wege ... im Vergleich mit den Schächten, durch die Tausende Menschen zur Kohle steigen.“ „Der Geruch der Kohle ist stark wie ein Schicksal, die Luft ist fett und klebrig, ein kurzer Aufenthalt in der Straße und die Hände sind schmutzig.“

Er beschreibt eine Grubeneinfahrt als Weg in die unerbittliche Schwärze des Hades und ein Neunkircher Warenhaus, „am Nachmittag eines Tages, an dem die Arbeiter Geld bekommen. Das sind ... die Feiertage des Proletariats.“ Er besichtigt ein Stahlwerk, „grau und gewöhnlich, wie der Tag war, an dem ich hinging.... Die Tendenz der Werkbesitzer ist: Geld zu verdienen, und der Wunsch der Werkarbeiter: ihr Leben zu fristen. Lauter alltägliche Angelegenheiten.“ Es ist der letzte Bericht und er erscheint am 28. Januar 1928.

Der ganze Band ist schön aufgemacht, aufwendig, vom Herausgeber Ralph Schock mit Sorgfalt zusammengestellt und interessant kommentiert. Neben den „Briefen“ enthält er die Tagebucheinträge dieser Tage und einen Kommentar – Namen, Orte, Ereignisse, ausführlich und genau recherchiert. Auch die Auseinandersetzung Roths mit kritischen Lesern, die sich provoziert fühlten, weil sie ihr Land nicht so beschrieben fanden, wie sie es sehen wollten, die „objektiv-feststellbare Wahrheit“ forderten statt „persönlichster Gefühlsanwandlungen“,

Berichte vom „geistigen Antlitz“ der Städte, nicht von den häßlichen Pflastern, die darin kleben.

Zahlreiche Fotos zeigen Menschen und Orte, die Roth beschreibt, Kino- und Werbeanzeigen der Saarbrücker Zeitung vom Herbst 1927 und Faksimiles (leider nahezu unleserlich) der Zeitungsartikel und Briefe. In einem Nachwort stellt Ralph Schock die Briefe in den Kontext, zeichnet ein Bild von Joseph Roth, dem Menschen.

Roth, der seit 1919 als Journalist tätig war, war einer der begehrtesten Feuilletonisten der Weimarer Republik – wegen der Prägnanz seines Ausdrucks und der Eigenheit seines Stils. Der „Journalist aus Verzweiflung über die vollkommene Unfähigkeit aller Berufe, mich auszufüllen“ bekommt für jede Zeile seiner Reportagen 1,- RM vom Verlag, mehr als jeder andere innerhalb der Zeitung.

Roth zog immer wieder aus, Bericht zu erstatten über ein Stück Welt. In zahlreichen Reisereportagen aus anderen Städten: Berlin, Wien, Marseille, Paris ... berichtet er an die Zeitung, die sein „einziger heimatlicher Boden“ ist. Für ihn, den Unsteten, der am Ende nur noch in Hotelzimmern lebt und in Cafés, der seine Artikel und Bücher an öffentlichen Orten schreibt.

Nach diesen Berichten ist Roth nicht mehr ins Saarland zurückgekehrt. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten kehrte er Deutschland den Rücken, veröf-

fentlichte nicht mehr in diesem Land, lebte in Paris, verarmte, trank. Sein Freund Benno Reifenberg sagt über ihn: „Im Kern seines Lebens trieb keine Unruhe.“

Margot Behr

Der Stellmacher von Urexweiler

Toni Huber: Meinetwegen, sagte der Stellmacher. Gollenstein Verlag Blieskastel 1997, 142 S.

„Das kleine Land dort unten, wo sich die Grenzen kreuzen, ist nur ein Landstrich und so winzig, daß man ihm nicht entfliehen kann. Will man fort, muß man es mit sich tragen. Aber alle bleiben, denn sie sind verflochten miteinander wie die Stränge eines alten Zopfs. Und sie sagen: 'Die Natur macht auch keine Reisen.' Sie haben schwere Brustkörbe, da sind immer Kartoffeln drin. Von Haus aus sind sie katholisch, du sollst keine fremden Götter neben mir haben, du sollst nicht stehlen, lügen, ehebrechen, du sollst Vater und Mutter in Ehren halten, du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib und Hab und Gut, und seit einiger Zeit befolgen alle ein elftes Gebot: 'Unser Dorf soll schöner werden!'“

Mit diesen Worten beschreibt Toni Huber in seinem neuen Prosa-Band „Meinetwegen, sagte der Stellmacher“ die Heimat seiner Hauptperson, des alten Stellmachers. „Dieses kleine Land dort unten“, in dem der Stellmacher wohnt, ist nicht irgendein Land, sondern das Saarland, genaue genommen der Teil des Saarlandes, in dem die Leute ihren Dialekt mit einem gewaltig gerollten r sprechen und in dem die Dörfer Urexweiler, Schmelz und Marpingen heißen.

Der Stellmacher, ein Mann von über achtzig, erzählt Geschichten aus seinem Leben. Mit wachem Geist und einer gehörigen Porti-

on Spottlust betrachtet er sich selbst und seine Mitbewohner, erzählt Anekdoten und Histörchen über die Großmutter Maja, den dicken Baltasar, seinen Nachbarn, den Bergmann von gegenüber, über Gott und die Welt.

Obwohl sich in diesen Geschichten alles um Urexweiler und Umgebung dreht, obwohl Huber eine Menge Ausdrücke aus dem Dialekt der Region verwendet, sind die Stellmachergeschichten alles andere als Heimatgeschichten im üblichen Sinn. Hubers Blick auf Land und Leute ist unsentimental, spröde, lakonisch, ungeschönt. „Sie erschlugen die Schweine mit der stumpfen Seite der Axt. Sie legten den Kopf auf den Unterarm und schliefen am Küchentisch ein.“ So lauten die beiden ersten Sätze des Buches. Wer so loslegt, hat nicht vor, die Schönheit der Landschaft und das glückliche Leben der Dörfler zu besingen.

Wie der Herr, so's Gescherr: Auch Hubers Erzähler, der Stellmacher, nimmt kein Blatt vor den Mund. Er ist widerborstig, respektlos und überhaupt nicht angepaßt, eine Mischung aus Nachdenklichkeit, Kauzigkeit, Bauernschläue und Weisheit.

„Er stand da, inmitten des Treibens und Trubels, mit all seiner Langsamkeit, die sich im langen Lauf der Jahre zu einem kleinen Berg in ihm gesammelt hatte, und war unzeitgemäß wie ein Maulwurfshaufen im bestellten Feld.“ Und an anderer Stelle lesen wir: „Das lange Leben hatte ihn zu einer Nadel abgeschliffen, die hie

und da ihre Stiche machte und die Zeitgenossen juckte.“ Mit diesem eigenwilligen Alten ist nicht gut Kirschen essen. Er hat einen hellwachen Verstand, eine spitze Zunge und ein Stück weit ist er auch der wissende Narr, der seinen Dörflern den Spiegel vorhält.

So wenig wie Huber mit seinen Geschichten die ländliche Welt und das dörfliche Leben beschönigt und verniedlicht, so wenig verurteilt er es. Immer schwingt ein Hauch von Teilnahme, ja von Sympathie für die Dörfler und ihre Welt mit.

So klein und überschaubar wie „das kleine Land dort unten“ ist, so klein und knapp sind auch die Geschichten, die Huber darüber erzählt. Es sind Prosaminiaturen, in der Regel sind sie kaum länger als eine Seite. Mit ihnen zerlegt er die dörfliche Welt in handlich-überschaubare Portionen. Man liest sie, Seite für Seite, und es ist fast so, als stöbere man in einem Schuhkarton mit alten Fotografien.

Diese Mini-Geschichten erinnern an Kalenderblattgeschichten oder an die kleinen Weisheiten/Bosheiten auf der letzten Seite der Wochenendbeilage der Zeitung. Wer mag, kann sich auch an die Keuner-Geschichten Brechts oder an Johann Peter Hebels „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds“ erinnern fühlen. Geistreich, prägnant, hintergründig wenden sie sich an Kopf und Verstand des Lesers, mehr als an Herz und Bauch. Jedes Wort will auf die Waagschale gelegt sein, jeder Satz

Die Furie des Verschwindens

Ein phantastischer Kriminal- und Bibliotheksroman

will genau gelesen werden. Oft muß man sich richtig anstrengen, um den ganzen Hinter- und Nebensinn, alle Spitzfindigkeiten, Wortspiele und jedes Um-die-Ecke-Denken mitzukriegen. „Wenn ich rückwärts denke und doch auf dem Boden bleibe, sagte der Stellmacher, habe ich das Gefühl, eine Schlange zu sein, die an ihrem eigenen Kopf vorbeikriecht.“

Huber, der selbst aus Urexweiler stammt, aber schon seit langen Jahren in Hamburg lebt, hat mit seinen Stellmachergeschichten seiner alten Heimat, „dem kleinen Land dort unten“, ein lesenswertes, ja liebenswertes Denkmal gesetzt. Hubers Stellmachergeschichten sind ein schmaler Band, aber ein Buch, in dem es auf jedes Wort ankommt. Das ist in einer Zeit, in der wir in Wörterfluten zu ertrinken drohen, eine echte Rarität.

Dietmar Schmitz

Christopher Ecker: Die leuchtende Reuse. – Sulzbach: Verlag Das ferngesteuerte Buch, 1997. – 256 S.

Jeder gute Leser, hat Vladimir Nabokov einmal bemerkt, sollte liebevoll auf Einzelheiten achten. Daß dies kein schaler Gemeinplatz, sondern eine strenge Aufmerksamkeitsübung ist, hat Nabokov in wundersamen Lese-Exerzitien demonstriert, die in penibler Recherche beispielsweise darlegen, welche biologischen Eigenschaften jener berühmte Käfer aufweist, in den Kafkas Held Gregor Samsa verwandelt wird. Gregor Samsa, das nur nebenbei, fand sich seinerzeit in einen kuppelförmigen Käfer verwandelt, einen Mistkäfer mit Flügeldecken, der eigentlich, als das Fenster seines Zimmers für einen Augenblick offenstand, problemlos hätte davonfliegen können.

Aber nicht diese Kafka-Details sollen uns hier interessieren, sondern jene Überfülle skurriler, vertrackter, phantastischer und paradoxer Einzelheiten, die der in Saarbrücken lebende Schriftsteller Christopher Ecker in seinem wundervoll labyrinthischen Kriminal- und Bibliotheksroman „Die leuchtende Reuse“ untergebracht hat. Der Held des Romans, ein durchaus agiler Frührentner und früherer Lehrer, läßt uns als Kafka-Kenner völlig zu Recht wissen, „daß es die Überbewertung von Kleinigkeiten sei, die zu dieser magischen Stimmung führe, dieser genaue Blick, der Details isoliere, vergrößere und sie zu doppelter Größe aufgebläht in

den gewohnten Zusammenhang zurücklege“. Just jenes Kafka- und Nabokov-Prinzip, das Einblenden und Kombinieren absonderlicher Details, die leitmotivisch immer wieder aufgerufen und in die verrücktesten Zusammenhänge integriert werden, hat Christopher Ecker zum Motor seines Erzählens gemacht.

Dabei beginnt sein Roman einigermaßen harmlos, mit einem kriminalistischen Auftakt, der jedem durchschnittlichen Roman des Genres entnommen sein könnte. Aus einem Krankenhaus ist über Nacht ein Patient verschwunden, ein Alkoholiker, den man wegen seiner deliranten Anfälle mit Lederschlaufen ans Bett fixiert hatte. Weit entfernt davon, das Rätsel, wie denn ein dergestalt Gefesselter spurlos verschwinden kann, durch seine Romanfiguren lösen zu lassen, schmuggelt Christopher Ecker kapitelweise immer neue kryptische Rätsel und unerklärliche Begebenheiten in den Text ein, so daß sich der paranoisch reagierende Held – und mit ihm der Leser – am Ende in einem undurchdringlichen System der Verschwörungen gefangen wähnen. Die Furie des Verschwindens erfaßt nicht nur einen alkoholgeschädigten Patienten, sondern gleich ein ganzes Bataillon von ehemaligen Soldaten in Rommels Afrikakorps.

In über hundert kurzen Kapiteln schlägt der Text so manchen Haken, so daß der Leser bald ins Schwitzen kommt. Auf der Textbühne präsent bleiben nur Josef Gripke, der bedauernswerte Früh-

rentner und unfreiwillige Detektiv, und Richard van Aaken, der seinen Freund Gripke auf die Spur des verschwundenen Patienten setzt und ihn dabei immer tiefer in eine böse Intrige verstrickt. Als heimlicher Bösewicht enttarnt sich allmählich der Ich-Erzähler des Romans, ein ferner Freund des Helden, der es tatsächlich schafft, den armen Gripke in den Wahnsinn zu treiben. Zu diesem Zeitpunkt ist der Held längst in den Bann von geheimnisvollen Büchern geraten, die das Mysterium um den verschwundenen Patienten noch mit weiteren Suggestionen und dunklen Orakeln aufladen. Der vorgebliche Kriminalroman mutiert zum labyrinthischen Bibliotheksroman, der von geheimnisvollen Fälschungen, Fiktionen und falschen Fährten handelt. Als Stichwortgeber und literarische Gewährsmänner des Autors tauchen einige esoterische Meister der phantastischen Literatur auf, etwa der englische Schauerrromantiker Arthur Machen, der mittelalterliche Philosoph und Mystiker Raimundus Lullus und – sein verdecktes Erscheinen ist in einem Roman dieses Genres Pflicht – der Argentinier Jorge Luis Borges, dessen literarischen Verwirrspielen und Belesenheitsdemonstrationen der Autor gleichsam in stilistischer Mimesis huldigt.

So zündet Christopher Ecker ein verblüffendes Feuerwerk von phantastischen Einfällen und macht sich sichtlich ein Vergnügen daraus, seine Figuren und ihre Schicksale durch gelegentliche

humoristische Interventionen zu ironisieren. Scheinbar mühelos erzeugt er eine Atmosphäre des Unheimlichen und jagt seinen Helden durch Szenarien der Angst und des Schreckens. Und hier sind es dann wieder die überscharf beleuchteten Einzelheiten, die dem Leser sanfte Schocks versetzen: Ein Junge spricht mit einem Abflußgully, bis er ihn schließlich öffnet, um in die lichtlosen Schluchten der Unterwelt hinabzusteigen; seltsame Schnecken- und Schleimspuren kündigen grausige Geschehnisse an; der Held und Strohwitwer erfüllt sich seine erotischen Wünsche, indem er eine sexuelle Vereinigung mit seiner Traumfrau halluziniert, die sich für ihn aus der Wohnzimmerwand herausschält.

Gewiß, all diese mysteriösen Details sind nur Variationen und Kontrafakturen zu den Meisterstücken des phantastischen Genres. Aber es ist schon erstaunlich, wie souverän und stilsicher der junge Autor diese Motive handhabt und zu einem spannungsgeladenen Vexierspiel verknüpft. Man mag kaum glauben, daß diese ironisch-phantastische Prosa von einem Sechszwanzigjährigen geschrieben worden ist. Aber Christopher Ecker, Jahrgang 1967, hat „Die leuchtende Reuse“ bereits 1993 abgeschlossen; erst vier Jahre später ist dieser bemerkenswerte Roman bei dem Verlag „Das ferngesteuerte Buch“ gelangt, nachdem einige offensichtlich überforderte Lektoren aus prominenten Häusern zuvor abgewunken hatten. Wer sich indes –

gleich, ob als Verleger oder als Leser – dieses exzeptionelle Stück moderner Schauerrromantik entgegen läßt, der kann nur bedauert werden.

Michael Braun

Gesendet vom Saarländischen Rundfunk in der *Bücherlese* am 13.9.1997.

Früher waren es Pinsel und Bürsten

Eine neue Festschrift für Ludwig Harig

Sprache fürs Leben – Wörter gegen den Tod. Ein Buch über Ludwig Harig. / Hrsg. von Benno Rech. – Blieskastel: Gollenstein-Verlag, 1997. – 384 S.

Rechtzeitig zu seinem 70. Geburtstag ist dieser Tage im Gollenstein-Verlag eine Festschrift für Ludwig Harig erschienen. Sie heißt „Sprache fürs Leben – Wörter gegen den Tod“ und versammelt Beiträge von Schriftstellerkollegen und Germanisten, von Freunden des Autors, über dessen Leben und Werk. Der Verlag setzt damit eine Tradition fort, die mit der Publikation „Wörterspiel – Lebensspiel – Ein Buch über Ludwig Harig“ aus Anlaß seines 65. Geburtstages – nein, nicht begonnen hat. Angefangen hat die Reihe der Harig-Festschriften schon zum 60. Geburtstag des Autors im Jahre 1987. Damals gaben die beiden Saarbrücker Germanisten Sauder und Schmidt-Henkel das Buch „Harig lesen“ heraus.

Das neue Werk – „Ein Buch über Ludwig Harig“, so der Untertitel ein weiteres Mal – wird herausgegeben von Harigs Freund Benno Rech und enthält Beiträge höchst unterschiedlicher Art. Harigs Verleger-Freund Michael Krüger eröffnet den Reigen der Gratulationen mit Auszügen aus einer älteren Rede, seiner Laudatio zum Heinrich-Böll-Preis, den Harig 1987 bekam. Ihm schließen sich die Freunde und Kollegen an, die oft seit Jahrzehnten die neuen Publikationen Harigs rezensierend begleiten. Sie hörten noch einmal die frühen Hörspiele, lasen erneut die ersten Bücher, studierten alte

Kritiken in vergilbten Zeitungen, blättern in seinen Reisejournalen. Auch ein amtierender saarländischer Ministerpräsident ist vertreten. Er findet, daß die Kunst der Politik nicht ausweichen kann. Daneben geht es um Harigs Märchen und Harigs Gedichte, um Frauen und die Wirklichkeit, natürlich um Sulzbach und das Saarland und um die Sirenen über der Goldenen Bremm. Das interessanteste Stück – jedenfalls habe ich es mit Gewinn gelesen – ist Eugen Helmlés Beitrag: „Übersetzend die eigene Sprache erweitern“. Er erlaubt einen Blick in jene Werkstatt, aus der eine ganze Reihe von Übersetzungen – meist aus dem Französischen – hervorgegangen sind, z.T. wurden sie, wie die „Stilübungen“ von Queneau, auch gemeinsam verfaßt.

Das Buch, das mit einer Geburtstags hymne auf den Jubilar aus der Feder von Johannes Kühn beginnt („Gelenkig ist er wie ein junger Kellner“), endet mit einer Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur. Verantwortlich für diesen Teil ist Marianne Sitter, die – dem festlichen Anlaß angemessen – Rezensionen, die Harig nicht loben, mit freundlichem Schweigen übergeht. Da auch die früheren Festschriften Bibliographien enthielten, könnte man meinen, diese bräuchten bloß fortgeschrieben zu werden. Doch auch im neuen Buch wird schön ordentlich wieder von vorne begonnen, beim „Haiku Hiroshima“ (Stuttgart 1961). Dann aber bemerkt man Unterschiede: Früher nicht erwähnte Bücher erscheinen da plötzlich, z.B. das 1979 publizier-

te Werk „Nachbarn im Dreieck – Ausschnitte von Eindrücken zwischen Saar und Mosel“, eine Publikation „für die Freunde des Hauses Röchling“ und herausgegeben von der Werbeabteilung von Röchling-Burbach. Solch neue Entdeckung freut selbstverständlich die Bibliographin, aber irritiert ist man, daß andere, früher nachgewiesene Bücher nun nicht mehr auftauchen. So etwa die „Zürcher Rede über die Notwendigkeit der Luftkutscherei“, laut Bibliographie in „Wörterspiel – Lebensspiel“ erschienen im Hanser-Verlag im Jahre 1978. Hat man sie bloß vergessen? Man wüßte auch gerne, ob unterschiedliche Veröffentlichungsdaten stillschweigende Korrekturen alter Fehler sind oder neue. Dasselbe gilt für die Titel-Variante einer Roman-Übersetzung ins Französische.

Auffallend die Neigung Harigs zur Selbstdokumentation, die sich nicht nur in den drei Bibliographien der erwähnten Bücher zeigt, sondern auch in ausführlichen biographischen Abrissen, in „Wörterspiel – Lebensspiel“ etwa über 40 bebilderte Seiten umfassend: „Mein Lebenslauf“. Gelegentlich werden Informationen mitgeteilt, deren Relevanz dem Nicht-Spezialisten in Sachen Harig-Exegese verborgen bleibt: „1929. Geburt des Bruders Hermann am 15. Februar, dem kältesten Tag des Jahrhunderts“. Eben jener Bruder hat nun zum neuen Buch ein Kapitel „Mein Bruder und die Familie“ beigetragen, eine Fotosequenz, die mit „Vaters Vater, zweiter von rechts in der hin-

Kunst und Naturbeschreibungen aus Heinses Reisenotizen

teren Reihe“, beginnt und mit einer Aufnahme Harigs endet: „1996. Ludwig auf der Werkbank in der Autolackiererei seines Neffen Lukas. Früher waren es Pinsel und Bürsten, heute sind es Spritzpistolen“.

Da das Bildmaterial gerade aus der Frühzeit recht spärlich ist, findet man gelegentlich die bereits bekannten Aufnahmen. Aber die Untertitel sind neu: „1949 bahnt sich die große Liebe mit Brigitte an. Vorne tummelt sich Schnauzer Sepl, der eigentlich ein Mädchen ist“.

Herausgeber Rech lobt sein Buch als kurzweilig und anregend, weil „ausdrücklich auf Huldigungen und Geburtstagshymnik verzichtet“ worden sei. Das Werk solle „schließlich auch nach fünf oder zehn Jahren noch spannend zu lesen sein“. Diese Schlußfolgerung ist zwar nicht zwingend, aber vielversprechend im Hinblick auf die nächsten „runden“ Geburtstage des Jubilars. Und ganz am Ende der Vorrede von Benno Rech erfahren wir noch, daß „das schönste Vergnügen Jean Pauls [...] eine Verwandlung durch die Dichtungen von Ludwig Harig“ gewesen sei.

Ralph Schock

Wilhelm Heinse: Aus verwischten einzelnen Blättern. Das Nachlaßheft Nr. 16. Nach der Handschrift [...] hrsg. und erl. von Ira Wilhelm. St. Ingbert: Röhrig, 1997 (Kleines Archiv des 18. Jahrhunderts, Bd. 30). 93 S.

„Wie kanstu nur mit so viel Gefühl und Sinn für Schönheit und Kunst in Deutschland hocken“, schrieb Maler Müller 1788 aus Rom seinem Freund Johann Jakob Wilhelm Heinse nach Mainz“, beginnt Ira Wilhelm das Nachwort zur diplomatisch getreuen Transkription eines Notizhefts von Heinse, die unter dem vom Verfasser eingetragenen Titel „Aus verwischten einzelnen Blättern“ – nämlich älteren Aufzeichnungen von der Reise nach Italien im Jahre 1780-84, die etwa zehn Jahre später in das „Nachlaßheft Nr. 16“ übertragen wurden – soeben im „Kleinen Archiv des achtzehnten Jahrhunderts“ erschienen ist, jener Reihe von nunmehr dreißig Bänden sorgsam edierter Originaltexte, mit der sich Herausgeber und Verlag zumindest bei dem im Abonnement versammelten Kreis von Wissenschaftlern und Bibliomanen hohes Ansehen erworben haben. Mit dem Nachworteröffnungssatz sei die Einladung zur Lektüre auch schon wieder beendet, denn im Jahre 1997, in dem jubiläumsbedingt unzählige Heine-Veröffentlichungen um die Lesergunst buhlen, ist ein Brouillon des 51 Jahre älteren Heinse (1746-1803) nicht leicht zu empfehlen: „Der Perlenstaub, der überall, wie von einem wüthenden großen Feuer herumdampft, und wie von einem Wirbelwind herumgejagt

wird, und allen den großen Massen einen Schatten ertheilt, oder sie gewitterwolkeicht macht, bildet ein so fürchterliches Ganzes mit dem Flug und Schuß und Drang, und An und Abprallen, und Wirbeln und Sieden und Schäumen in der Tiefe, und dem Brausen und dem majestätischen Erdbebenartigen Krachen dazwischen, daß alle Tiziane, Rubense, und Vernets vor der Natur müssen zu kleinen Kindern und lächerlichen Affen werden.“ (Rheinfall bei Schaffhausen) – „Noch etwas von der andern Venus Tizians. Das straffe an der Schaam ist meisterhaft gemahlt, man hört es schnappen wenn man in Gedanken dran greift. Sie liegt auf einer grünen seidnen Decke.“ – „Wenn man einmal den ausgebildeten Verstand bei den Menschen gekostet hat, dann kann die niedrige an die Thierheit gränzende Empfindung des Landlebens nicht mehr schmecken. So Tasso von Ferrara zu Surrent. Alles ist zu klein [...] geworden, und füllt nicht mehr aus. Die schönsten lebendigsten Aussichten, als Meer und Vesuv, Auf und Untergang der Sonne, und die verschiednen Jahreszeiten haben nicht genug Veränderung für einen der sie – augenblicklich – gewohnt ist. Die große Stille, die feyerliche Ruhe der Natur, die Langsamkeit, oder Unmerklichkeit ihrer Veränderungen, ihres Lebens ist wie völlige Pause für einen Menschen, der den schnellen Witz und raschen aufsprudelnden Geist von Hofsprache, Hofgeschäften, Hofdamen, und Herrn, und Spiel und Fest gewohnt ist.“

Herbert Wender

Das blinde Kind

Mohammed Ghodstinat 'Das blinde Kind', Gollenstein-Verlag, Blieskastel 1997, 368 S.

Die paar heißen Tropfen, die aus dem Dach des orientalischen Bades auf sein rechtes Auge tropften, haben sein Schicksal besiegelt. „Es war heiß und ungemütlich in dem Bad und der erst 40 Tage alte Junge lag auf dem Rücken, erzählte später seine Mutter. Das Auge bekam eine merkwürdige Farbe, einen dunklen Fleck, einen Fleck wie ein großer Schatten, der sich allmählich, aber beständig vergrößerte, bis zur totalen Finsternis.“ So beginnt der autobiographische Roman 'Das blinde Kind' von Mohammed Ghodstinat, der bis zu seinem sechsten Lebensjahr an beiden Augen erblindete. Ghodstinat wurde 1943 in Teheran/Iran geboren. 1962 kam er nach Österreich, wo er in Wien sein Abitur nachholte. Später studierte er in Marburg Sozialwissenschaften und promovierte zum Doktor der Philosophie. 1981 zog er mit seiner deutschen Frau und seinen beiden Kindern nach Dillingen.

Ghodstinat beschreibt die Behandlung, ja besser gesagt die Fehlbehandlung seiner Augenkrankheit wie folgt. Mit drei Jahren wurde er nach mehreren Arztbesuchen in einem Privatkrankenhaus, das von Amerikanern nach dem Zweiten Weltkrieg in Mesched, einer heiligen Stadt im Nordosten Irans, verwaltet wurde, operiert. Eine totale Fehlleistung des „arroganten amerikanischen Arztes Dr. Hofman“. Trotz der mißlungenen Operation, die mehreren

Arztbesuchen ein Ende setzte, gaben die Eltern nicht auf. Diesmal versuchten sie es mit verschiedenen überlieferten Heilmitteln, worunter das Fragwürdigste, das ihnen vorgeschlagen wurde, lautete: „Die Milch einer Hündin muß frisch gemolken in seine Augen getropft werden“. Wieder sah ich alles auf mich zukommen. Selbst die völlige Blindheit war mir bei weitem erträglicher als diese scheußlichen Heilmittel“, schreibt Ghodstinat.

„An einem frühen Morgen, als die Sonne noch kaum über der Mauer stand, erschien Tante Zahra mit einer Frau mittleren Alters in unserem Hof. Sie sprach selbstsicher und gab an, im Besitz wirksamer Medikamente zu sein. 'Meine Medikamente bekomme ich aus Mekka, glauben Sie mir, diese werden ihre Wirkung bestimmt nicht verfehlen!', beteuerte sie mit einem Ton, der keine Zweifel aufkommen ließ und neue Hoffnungen weckte ... So begann Negar-Khanum die Behandlung meiner Augen, und ich ahnte nicht, daß die Tage meines Sehrestes von nun an zu zählen waren ... Eines Tages sagte Negar-Khanum zu meiner Mutter: 'Sie müssen eine Henne schlachten und ihre Gedärme auf seinen Kopf legen. Für die Stärkung des Kopfes ist das sehr gut'. Das konnte sofort geschehen, denn zu dieser Zeit hatten wir ein paar Hühner, deren Eier uns jeden Morgen in der Frühe erfreuten. Am nächsten Morgen gingen meine Schwester Homa und ich in Begleitung einer Dienerin zu Negar-Khanum. Auf meinem Kopf, der turbanförmig mit einem Papier

umwickelt war, ruhten die Gedärme.“ Als der Glaube an die moderne Medizin verlorenging und die fragwürdigsten Heilmittel ergebnislos blieben, griff man zu Aberglauben. Hiervon berichtet u.a. eine Pilgerfahrt zum Mausoleum eines Imam unweit von Teheran. „Beim Tagesanbruch gingen wir nach Hause, enttäuscht und schläfrig. Aber ich war glücklich, diese qualvolle Nacht hinter mich gebracht zu haben. Ich leugnete nicht die heilende Kraft der Imame, aber ich hatte bereits zu dieser Zeit meine eigene Denkweise. Wenn Imamsadeh-Dawud meine Augen heilen will, kann er das auch zu Hause tun, ohne daß ich weine und ihn darum anflehe ... Wenn die Imams über alles erhaben sind, warum muß ich vor ihnen knien und sie anflehen?“

Neben den Wünschen, Hoffnungen, Träumen und Alpträumen des blinden Autors, deren Schilderung mit sehr schönen Passagen einhergeht, zeigt das Buch auch das Bild von einer Großfamilie in einer Provinzstadt, geprägt von Verhältnissen, wie sie typisch sind für das kleinstädtische Leben im Iran. Erstaunlicherweise hat sich trotz aller Veränderungen der letzten 50 Jahre vieles im Iran nicht gewandelt, und das spiegelt sich in dem Roman von Ghodstinat. Sei es die Macht der Ungeheuer „Djen“, die nachts im feuchten Hamam tanzen und für das menschliche Auge unsichtbar ihr Unheil treiben; die Verfolgung von Bahai's, „die unreiner als Hunde sind und von Zeit zu Zeit Sexorgien feiern“. Oder seien es Ansichten über Frauen, die im Diesseits „Monat um Mo-

nat eine Woche lang schmutzig sind“, über Frauen, „die keinen Schleier tragen und die Männer zur Hölle verführen“. Dagegen stehen die himmlischen Frauen, „Frauen der absoluten Reinheit“, die im Jenseits auf Männer warten, „die keine Blutung und keine Notdurft kennen ... Alles, was sie essen und trinken, schwitzt ihr Körper als reines Rosenwasser aus“. Bemerkenswert ist, wie Ghodstinat dieses kollektive Bewußtsein, das sich in dem täglichen Leben, der Sprache, der Religion, den Besitzverhältnissen und der gesamten Kultur einer Nation widerspiegelt, ohne sehen zu können, aufgenommen und präzise zu Papier gebracht hat. Besonders einfühlsam in Stellen, in denen er offen über sexuelle Vorstellungen und Fantasien eines Knaben spricht, über Erotik in einem Land, in dem alles Erotische unter einem Schleier versteckt und verhüllt wird. „Ali beharrte auf seiner Theorie, daß eine unberührte Braut siebenmal von ihrem Bräutigam entjungfert werden müßte. ‘Erst dann’, sagte er stolz, ‘wird ein Mädchen zu einer Frau. Keine leichte Sache. Danach ist der Mann völlig geschafft’. ... Ein erotisches Gefühl ergriff mich, mir war die Szene der ersten Hochzeitsnacht, wie sie Ali mir beschrieben hatte, gegenwärtig: Der schauernde Schmerz der Entjungferung und der behagliche Genuß des Mannes.“ Was man an dem Buch bemängeln kann, ist der ausnehmende Platz, der den familiären Verhältnissen eingeräumt wird. Sehr zahlreich sind die Tanten und Onkeln, Großeltern, Cousins und Cousinen, die seit langem

miteinander verheiratet oder vor kurzem voneinander geschieden sind. Es ist mühsam, aus diesem orientalischen Labyrinth ohne Verwirrung und Erschöpfung herauszukommen. Über die minutiös beschriebenen zahlreichen gegenseitigen Besuche der Verwandten wird das Buch manchmal langatmig. Die Akteure tauchen oft nicht als eigenständige Figuren, sondern bloß als Familienmitglieder auf. Als ob sie keine anderen Eigenschaften besäßen als in Verwandtschaft miteinander zu stehen. So gesehen ist ‘Das blinde Kind’ eher ein Tagebuch denn ein Roman oder eine Autobiographie. Aber ein Tagebuch sollte nicht wie ein Stammbaum aussehen, weil Stammbäume höchstens für die Angehörigen interessant sind und nicht für eine breite Leserschaft.

‘Das blinde Kind’ ist außerdem ein Buch über die Provinz, keine Lektüre für Liebhaber von Großstadtromanen. Und es ist ein Buch, das mit viel Liebe und voller Sensibilität geschrieben worden ist. „In einer schmalen Gasse – hier fühlten wir uns von allen Augen unbeobachtet – zog Hekmat das Bild aus der Tasche und gab es mir in die Hand. Ich streichelte es, hielt es vor mein Gesicht. Nicht im geringsten fiel mir ein, daß ich ja das Bild nicht sehen konnte. Gol war so gegenwärtig in mir, daß ich mit einem Schlag ihre blauen Augen, ihre geschwungenen Augenbrauen, ihre dünnen Lippen und ihre lockigen Haare zu sehen glaubte. Es hätte mich ungeheuer empört, wenn mich irgendeiner aus diesem

glücklichen Augenblick herausgerissen hätte, wenn einer auf der Stelle gesagt hätte: ‘Schade, du kannst diese Schönheit nicht sehen’.“

Hamid Shokat

Neues vom Saar-Staat

Armin Heinen : Saarjahre. Politik und Wirtschaft im Saarland 1945-1955 (Historische Mitteilungen, Beiheft 19), Stuttgart: Franz Steiner 1996, 603 S.

Als der Kreis Trier-Land im Juni 1947 zum größeren Teil an die französische Besatzungszone zurückgegeben wurde, nachdem er für ein knappes Jahr zum Saarland gehört hatte, gingen die Bürger von Saarburg und Konz protestierend auf die Straße. Eine Meinungsumfrage vom gleichen Monat brachte eine Mehrheit von 71 Prozent der Saarländer, die sich für den wirtschaftlichen Anschluß des Saarlandes an Frankreich aussprachen. Wichtiger als die Bekundung nationaler Zugehörigkeit war in diesen Zeiten des Nachkriegschaos die Sorge um das materielle Überleben, und da hatte das halbautonome Saarland unter französischer Protektion gute Karten.

Das kann man jetzt, neben vielem anderen, in der voluminösen Studie von Armin Heinen nachlesen – einer Saarbrücker Habilitationsschrift, die auch dem Nichtfachmann ein zentrales Stück saarländischer Geschichte erschließt.

Heinen bietet zunächst eine muster-gültige Wirtschaftsgeschichte des Saarlandes in der Zeit der Sonderexistenz vom Sommer 1945 bis zur Ablehnung des Saar-Statuts im Referendum vom Oktober 1955. Sie zeigt, daß die Saarländer mit dem Sonderstatut recht gut gefahren sind. Versorgungslage und Produktivität waren in den ersten Nachkriegsjahren signifi-

kant besser als im „Reich“, die dominierende Montanindustrie erlebte „ein letztes unbeschwertes Aufleben“, die Modernisierung wurde durchaus kräftig gefördert. Gewiß fiel die Umstellung auf den französischen Markt nicht leicht, Handel, Handwerk und Textilindustrie waren die Verlierer der Wirtschaftsunion, die verarbeitende Industrie blieb in einer kritischen Situation.

Letzteres wäre freilich auch bei einer Integration in den deutschen Markt nicht anders gewesen, und insgesamt profitierte die Saarbevölkerung von der Förderung durch Frankreich.

Die vergleichsweise gute wirtschaftliche Lage kann zu einem beträchtlichen Teil das hohe Maß an Akzeptanz erklären, das die Wirtschaftsunion mit Frankreich bei den Saarländern genoß. Im Nachweis dieses hohen Grades an Zustimmung über die Jahre hinweg liegt ein zweites wesentliches Verdienst von Heinen.

Immer wieder zitiert er Meinungsumfragen und Stimmungsberichte, die deutlich machen, daß der Saar-Staat trotz gelegentlicher Krisen von innen heraus nicht ernsthaft gefährdet war. Das Verbot der DPS im Mai 1951 regte zunächst kaum jemanden auf, der Aufruf des 'nationalen' Gewerkschaftsführers Paul Kutsch zur Stimmenthaltung bei der Vertrauensleutewahl vom September 1954 wurde nur von einer Minderheit der Bergleute befolgt. Das Hoffmann-Regime erinnerte in vielem an die Kanzlerdemokratie Adenauers.

Drittens rekonstruiert Heinen zum ersten Mal in breitem Umfang die Aktivitäten Gilbert Grandvals und seiner Mitarbeiter an der Saar, ihre Beziehungen zur Baden-Badener Militärregierung und zur Pariser Zentrale und ihre Kooperation mit der Saar-Regierung unter Johannes Hoffmann. Dabei wird deutlich, daß Grandval angesichts vielfacher Unsicherheiten und widerstreitender Interessen auf der Regierungsebene große Gestaltungskraft entwickeln konnte. Er setzte darauf, die Saarländer für die Wirtschaftsunion mit Frankreich zu gewinnen. Die Berücksichtigung ihrer wirtschaftlichen Interessen, die Faszination durch die französische Kultur und die gezielte Heranbildung saarländischer Kader sollten innerhalb eines Jahrzehnts dazu führen, daß die Saarländer die Union in eigener Verantwortung mittrugen. Freilich mußte er erfahren, daß die Pariser Zentrale diesen Kurs nicht immer konsequent mittrug. Das trug dazu bei, daß eine Konsolidierung des Sonderregimes an der Saar ausblieb.

Wichtig sind schließlich auch Heinens Analysen im Kontext des Schuman-Plans: Mit dem Gemeinsamen Markt für Kohle und Stahl verlor Frankreich, so zeigt er, definitiv das wirtschaftliche Interesse an der Saar-Kohle, die ohnehin schon zu teuer geworden war. Statt dem Saar-Staat endlich internationale Anerkennung zu verschaffen, wie man in Saarbrücken gehofft hatte, räumte die Unterzeichnung des EGKS-Vertrags der Bundesrepublik ein Mitspracherecht in der Saarfrage ein. Das

Projekt einer Europäisierung der Saar wurde zunächst von Adenauer ins Spiel gebracht, um den Status quo aufzubrechen, dann aber von Schuman aufgegriffen, um ihn weitgehend festzuschreiben. Der vorübergehende Konjunkturerinbruch der Jahre 1952-54 stellte den saarländischen Sonderweg zwar nicht grundsätzlich in Frage, nahm ihm aber den Nimbus der Alternativlosigkeit.

Nicht alle Urteile Heinens können überzeugen. So werden die Unsicherheiten französischer Saarpolitik überzeichnet, ebenso die Enttäuschung der Saarländer über die Praxis der Wirtschaftsunion nach dem November 1947. Das Scheitern der französischen Saarpolitik wird zu einseitig als „Ergebnis eines bürokratischen Herrschaftsmodells“ dargestellt und ohne einleuchtende Begründung zu früh, schon zu Beginn der 50er Jahre, angesetzt. Das „Nein“ der Saarländer im Oktober 1955 bleibt ohne rechte Erklärung. Heinen führt eine Reihe von Gründen an, die entweder sekundärer Natur sind (Konzentration der Hoffmann-Regierung auf die Landtagswahlen, Protestverhalten jugendlicher Saarländer) oder auch schon zu Zeiten galten, als sich Wirtschaftsunion und Saarregierung breiter Zustimmung erfreuten (kulturelle Gegensätze, moralische Überforderung durch die Europa-Idee); und er gerät mit der Betonung der letzteren in einen tendenziellen Widerspruch zu seinen früheren Befunden.

Gleichwohl bildet Heinens Darstellung einen Meilenstein in der Erforschung der Saar-Geschichte

nach 1945. Sie ist zudem gut geschrieben; ihr Reichtum an Informationen kann durch Marginalien, abschnittweise Zusammenfassungen und eine detaillierte Gliederung leicht erschlossen werden; und viele Sachverhalte werden auch durch die Wiedergabe zeitgenössischer Karikaturen verdeutlicht. Das wird, so ist zu hoffen, ihrer Rezeption zugute kommen.

Wilfried Loth

Kunst im Öffentlichen Raum

Kunst im öffentlichen Raum Saarland. Band 1. Saarbrücken, Bezirk Mitte 1945-1996. Herausgegeben von Jo Enzweiler, Institut für aktuelle Kunst im Saarland an der Hochschule der Bildenden Künste Saar, Saarlouis, Verlag St. Johann GmbH 1997. 384 S. mit zahlreichen Abb. und Karten.

Das Institut für aktuelle Kunst im Saarland an der Hochschule der Bildenden Künste Saar, das im Laboratorium der ehemaligen Festung Saarlouis angesiedelt ist, hat einen umfangreichen Band mit Aufsätzen und einer Dokumentation zum Thema „Kunst im öffentlichen Raum“ vorgelegt. Angeregt wurde dieses Werk durch Jo Enzweiler. Er begründet seine Initiative, indem er die große Tradition der Stadtgestalt des italienischen 15. Jahrhunderts mit der Gegenwart der gestaltlosen Stadtmöblierung vergleicht. Er faßt auch die Ziele der Veröffentlichung knapp zusammen.

Kunsthistoriker und -kritiker, Architekten und Designer, Philosophen, Museumsmanager, Geographen und Bürokraten betrachten das Thema aus ihrer Sicht. Fragen der Ästhetik und der Rezeption finden ebenso Platz wie das Problem der Auftragsvergabe für Kunst im öffentlichen Raum und die entsprechenden rechtlichen Grundlagen. Wolfgang Koch kommt in seinem Beitrag „Vandalismus“ zu dem Schluß, daß dieser sich eigentlich nur gelegentlich gegen qualitätvolle Objekte der modernen Kunst richtet, aber meist das Ergebnis blinder Zerstörungswut ist. Schlimmer ist

hingegen der „Vandalismus von oben“, von dem im folgenden noch die Rede sein wird.

Die zweite Abteilung des Buches behandelt exemplarisch ausgewählte Kunstobjekte im öffentlichen Raum in Saarbrücken. Die künstlerische Gestaltung des St. Johanner Marktes wird hier ebenso diskutiert wie das umstrittene Mahnmahl gegen den Rassismus von Jochen Gerz. Auf Dauer angelegte künstlerische Eingriffe in den öffentlichen Raum wie z.B. die Umgestaltung des Heizkraftwerks Römerbrücke oder das Skulpturenensemble von Michel Gérard werden ausführlich besprochen. Die Erinnerung an temporäre Kunstaktionen wie z.B. die „Hommage an El Lissitzky“ von Jo Enzweiler oder Hans Husels „Dokumente der TRADITION“ wird wiederbelebt. Bernd Schulz läßt in seiner pointierten Art die 70er Jahre Revue passieren und Ernst-Gerhard Güse lotet anhand seines Skulpturengartens die Grenze aus zwischen musealer Kunst und der im öffentlichen Raum. Daß Kirchen und ihre Innenräume als öffentliche Räume ausgespart blieben, scheint ein Versäumnis des Buches zu sein.

Der Hauptteil des Buches ist eine nahezu vollständige Dokumentation der im öffentlichen Raum befindlichen Kunstwerke. Bei ihrer Durchsicht fällt auf, daß hier auch Kunstwerke aufgeführt sind, die diesen Namen eigentlich nicht verdienen, etwa die beiden Werke von Hilde Bock, die „Respecta“ von Barbara Caveng, die ja auch nur eine vorübergehende

Erscheinung war, die bleiverglaste Buntfenster mit dem Saarlandwappen in den Kellerräumen des Palais Röder, in den Alfons Kolling einst die Nachbildung einer Mithrashöhle einrichten wollte und die dann Ministerpräsident Zeyer in einen altdeutsch eingerichteten Bierkeller umwandelte, der Berlin-Meilenstein von Otto Häusser, das Wappen des Saarlandes von Nikolaus Simon im Plenarsaal des Landtags oder gar den nichtidentifizierten umlaufenden Fries an einem in der Zwischenzeit abgerissenen Geschäftshaus in der Bahnhofstraße. Doch nach Auskunft der Redaktion hielt man sich bei der Auswahl der Objekte an die gesetzlich umschriebenen Vorgaben. So fehlt auch bei den Bildbeschreibungen jegliche Wertung. Die Werke der häufig vertretenen Künstler sind vollständig aufgeführt, auch wenn die Künstler sich zu manchem Frühwerk nicht mehr so recht bekennen möchten.

Abgesehen von der beachtlichen Leistung, all dieses Material zusammenzutragen und zu beschreiben, erweist sich der Katalog auch in anderer Hinsicht als nützlich. Denn er versetzt den Leser in die Lage, Kunstwerke im öffentlichen Raum, die ihm von der ständigen Begegnung vertraut sind, jetzt auch zu identifizieren, wenn auch das Buch infolge seines Gewichts und einer gewissen Unhandlichkeit nicht als Reisebegleiter geeignet ist.

Eine kleine Abteilung ist den Kunstwerken gewidmet, deren Urheber nicht ermittelt werden konnte. Doch ließe sich durch

Auswertung von Bau- und anderen Akten sicher manches Rätsel lösen. Es ließe sich auch eine größere Liste von verschwundenen Kunstwerken erstellen. Z.B. die Wandgestaltung von Otto Lackenmacher an einer Fassade am Trillerweg in unmittelbarer Nähe der früheren Wohnung des Künstlers (Entwurf abgebildet in Saarheimat, 3. Jahrgang 1959, Heft 10, S. 3) oder ein Mosaik ähnlich dem von Helmut Collmann an der Außenwand des Berufsschulenzentrums, das sich ehemals am Eingang der Volksbank Saarbrücken vorm. Vereinsbank befand und der Kunststofffassade weichen mußte.

Nicht wenige der Kunstwerke sind deswegen nicht mehr vorhanden, weil sie dem oben beschriebenen "Vandalismus von oben" zum Opfer gefallen sind. Die Wandgestaltung von Boris Kleint (Nr. 136), m.E. eine der besten Arbeiten des Künstlers, hat dem seinerzeitigen Kultusminister Dr. Röder mißfallen, der sie beseitigen ließ. Röder hatte kein Verständnis für moderne Kunst und war an der Demontage der "Schule für Kunst und Handwerk" führend beteiligt. Einem seiner Amtsnachfolger Prof. Dr. Knies waren die Wandteppiche von Arnal (Nr. 5 u. 6) im Foyer des heutigen Kultusministeriums, u.a. weil sie stark verschmutzt waren, ein Dorn im Auge. Er gab Anweisung, sie zu entfernen. Doch lobenswerter bürgerlicher Ungehorsam verhinderte ihre Zerstörung. Die Stelle der Wandteppiche wurde weiß lackiert. Dies aber störte wiederum dessen Amtsnachfolger Prof. Dr.

Zeitel. Die darauf angesprochenen Mitarbeiter des Ministeriums konnten auf die nur zu reinigenden Wandteppiche verweisen. So durften sie wieder an der alten Stelle im alten Glanz erstrahlen.

Wer aber glaubt, daß unter der kunstbegeisterten neuen Regierung, die verdienstvoller Weise die "Hochschule der Bildenden Künste Saar" neu begründete und damit ein Zeichen setzte, ähnliches nicht möglich sei, hat sich getäuscht. Das Gebäude des ehemaligen Ministeriums für Umwelt, Energie und Verkehr, einer der ersten Behördenbauten im Saarland in der Nachfolge des Bauhauses, ein Bau mit klaren Linien und guten Proportionen, allerdings auch keine ganz große Architektur, wurde dem Erdboden gleichgemacht. Zwei Betonreliefs von Max Mertz (Nr. 205) und Lilo Netz-Paulik (Nr. 230) waren fest mit der Außenwand des separaten Sitzungssaales verbunden und somit der Vernichtung anheimgegeben. Auch eine Kommission, die mehrheitlich vom Ministerium besetzt oder abhängig war, stimmte dieser Maßnahme zu. Glücklicherweise wurden die beiden Kunstwerke durch eine private Initiative gerettet und am Verkehrskreisel an der A6, Abfahrt St. Ingbert-Mitte, neu aufgestellt. Wenn auch dieses düstere Kapitel staatlicher "Kunstpflge" einigermaßen glimpflich geendet hat, so bleibt doch ein bitterer Nachgeschmack. Ganz abgesehen von der sinnlosen Wertvernichtung sind die geretteten Kunstwerke aus ihrem konzipierten Zusammenhang als Kunst am Bau gerissen und ihrer eigentlichen Funktion beraubt.

Der vorliegende 1. Band ist Saarbrücken, Bezirk Mitte, gewidmet. Weitere Bände sollen folgen, wobei besonders der Band über die Universität von größerem Interesse sein dürfte. Eine Kartenübersicht erleichtert das Auffinden der Objekte.

Gemessen an dem Umfang des Werkes ist die Fehlerquote erfreulich gering. Auf S. 31 müßte es heißen bel étage, auf S. 45 muß es heißen statt Gymnasium in Wadgassen in Wadern, auf S. 103 Neureuter ohne h. Die Bildqualität von Nr. 265 ist sehr schlecht. In der Bibliographie fehlt der Beitrag von Maria Schmitt-Rilling über das Malerische im Werk von Brigitte Schuller.

Insgesamt kann man das Werk als gelungen bezeichnen, sowohl was die Konzeption als auch die Realisation betrifft, eine wahrhaft monumentale Leistung des Teams, das von Dr. Claudia Maas angeführt wurde. Allerdings hätte bei den Katalogtexten eine etwas kritischere Einstellung, wie sie durchaus bei manchen einführenden Texten vorhanden ist, dem Werk noch einen höheren Stellenwert eingebracht. Dem Inhalt entspricht auch die vorzügliche Gestaltung. Der Druck des Buches wurde durch eine großzügige Förderung der Landeszentralbank in Rheinland-Pfalz und im Saarland ermöglicht.

Dr. Karl August Schleiden

Autorinnen und Autoren

Margot Behr, geb. 1964, Grafikerin, Studium Literaturwissenschaft

Michael Braun, Literaturkritiker aus Heidelberg

Jan Freigang, geb. 1975, Mensch, Europäer, Saarländer wider Willen, Generation X; techn. Besonderheiten: teilweise unvorhersehbare Funktionsabweichungen bis hin zum Kabelsalat, besonders geeignet für: die Andertigung ausufernder Artikel über die eigene Befindlichkeit; Jurist

Stefan Fricke, geb. 1966, M.A., Mitarbeiter musikwissenschaftlichen Institut der Universität des Saarlandes, lebt in Köln.

Dr. Bernd Grass, Sozialwissenschaftler; Mitarbeiter in der „Beratungsstelle für sozialverträgliche Technologiegestaltung e.V.“ (BEST), Saarbrücken.

Dr. Hans Horch, Ausbildung als Deutschlehrer und Sozialwissenschaftler, in der außerschulischen Jugendarbeit beschäftigt.

Sigrid Konrad, geb. 1966, Musikwissenschaftlerin, Mitarbeiterin am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität des Saarlandes

Uwe Loebens, geb. 1958, Studium Sozialwesen, Grafikdesign und Bildende Kunst; seit 1988 Ausstellungstätigkeit, seit 1993 Lehrbeauftragter der HBK

Prof. Dr. Wilfried Loth, lehrt Geschichte an der Universität Gesamthochschule Essen

Armgard Müller-Adams, geb. 1973, studiert in Saarbrücken Germanistik und Anglistik

Elisa Müller-Adams, geb. 1970, studierte in Saarbrücken Germanistik, Anglistik und Komparatistik. 1996 MA, promoviert derzeit

Dr. Karl-August Schleiden, Historiker, Verleger und Herausgeber der *Saarheimat*

Jan Schluckebier, geb. 1955, studierte Romanistik, Germanistik, Informatik sowie Betriebswirtschaftslehre. Tätig in der Erwachsenenbildung (Berufliche Weiterbildung).

Dr. Dietmar Schmitz, politikwissenschaftliches und germanistisches Studium u.a. in Wien, Bern und Berlin. Tätig als Gymnasiallehrer, in der Privatwirtschaft, im Presserat des Saarländischen Umweltministeriums. Seit 1988 Beschäftigung in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung. Journalistische Tätigkeit.

Dr. Gerhard R. Schneider, Lehrer, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl Prof. Dr. Hans Leo Krämer in der Fachrichtung Soziologie der Universität des Saarlandes.

Dr. Ralph Schock, Studium der Germanistik und Philosophie in Saarbrücken. Literaturredakteur beim Saarländischen Rundfunk. Veröffentlichungen: Dissertation über Gustav Regler, „Saarkampf“ 1935 und andere Publikationen zur Region.

Hamid Shokat, beschäftigt sich als Autor mit der jüngeren iranischen Geschichte, lebt seit Jahren in Saarbrücken oder Berkeley/Cal.

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Germanistik und Neueren Geschichte

Andreas Wagner, geb. 1969. Studium der Musikwissenschaft, Romanistik, Geschichte, Kunstgeschichte und Philosophie. Er komponiert. Seit 1996 Arbeit bei „rendez-vous musique nouvelle“, Forbach.

Dr. Herbert Wender, geb. 1949, wissenschaftlicher Mitarbeiter am germanistischen Institut der Universität des Saarlandes.
E-mail: wender@goethe.germanistik-uni-sb.de

Hannah Wilhelm, geb. 1978, Abitur 1997, derzeit Praktika im Bereich Medien mit der Zielvorstellung Journalismus

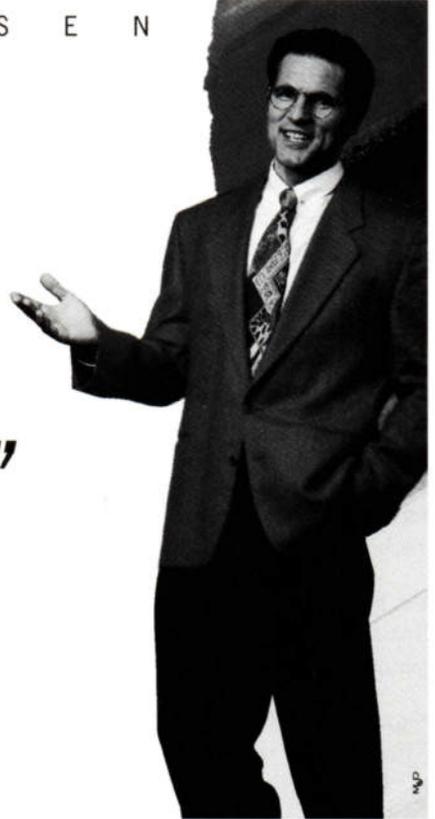
G U T Z U W I S S E N

*„Meine besten
Geldanlagen
verdanke ich
der Saar Bank.“*

Meine Saar Bank-Berater haben mir geholfen, die Kapitalmärkte in den Griff zu bekommen und mein Vermögen optimal anzulegen.

Saar Bank

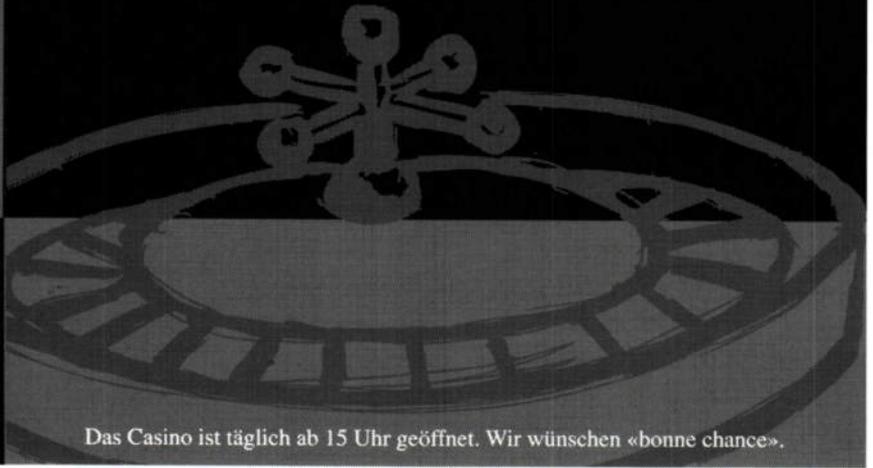
MeineBank-SaarBank



Vive la Chance!

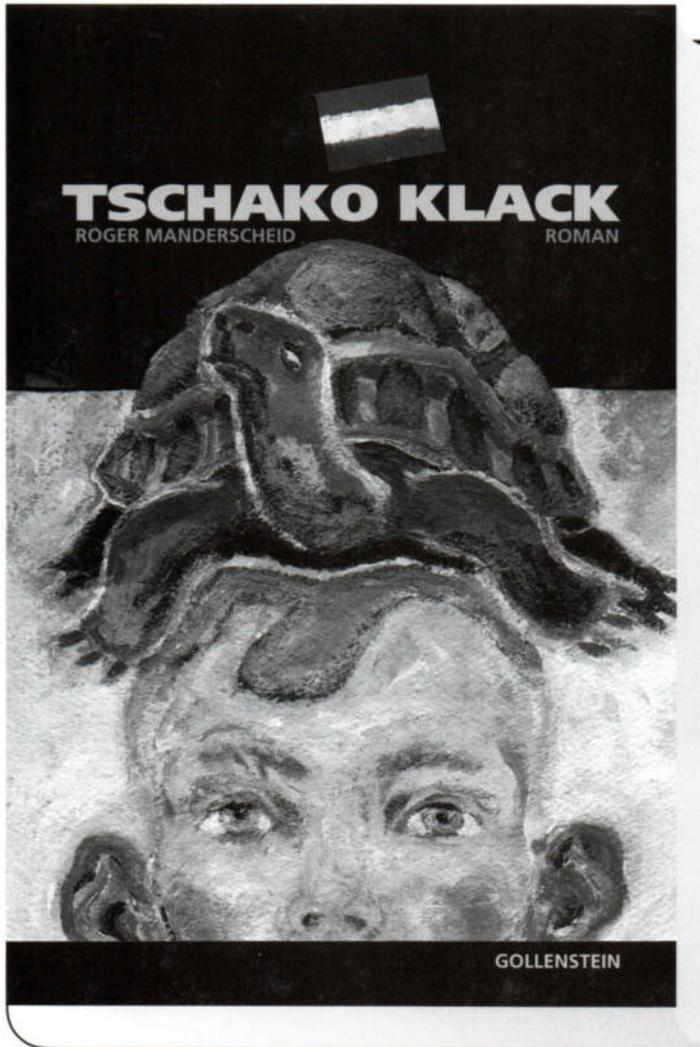
 **Spielbank
Saarbrücken**
Im Ludwigspark

ROULETTE • BACCARA
BLACK JACK • POKER
SPIELAUTOMATEN



Das Casino ist täglich ab 15 Uhr geöffnet. Wir wünschen «bonne chance».

Der farbenfrohe Bilderbogen einer luxemburgischen Kindheit



Roger Manderscheid gilt als Begründer des luxemburgischen Romans. *Tschako klack* ist die erste Übersetzung aus dem Luxemburgischen ins Deutsche.

Roger Manderscheid
Tschako klack
 Bilder einer luxemburgischen Kindheit (1935-1945)
 Roman

In Zusammenarbeit mit dem Autor aus dem Luxemburgischen übersetzt von Georges Hausemer
 Mit einem Vorwort von Ludwig Harig
 Bilder und Buchgestaltung von Stephan Juttner
 416 Seiten, gebunden
 mit Schutzumschlag
 Format 14,5 x 22 cm
 DM 49,80/sFr. 46,-/öS 364,-
 ISBN 3-930008-63-7

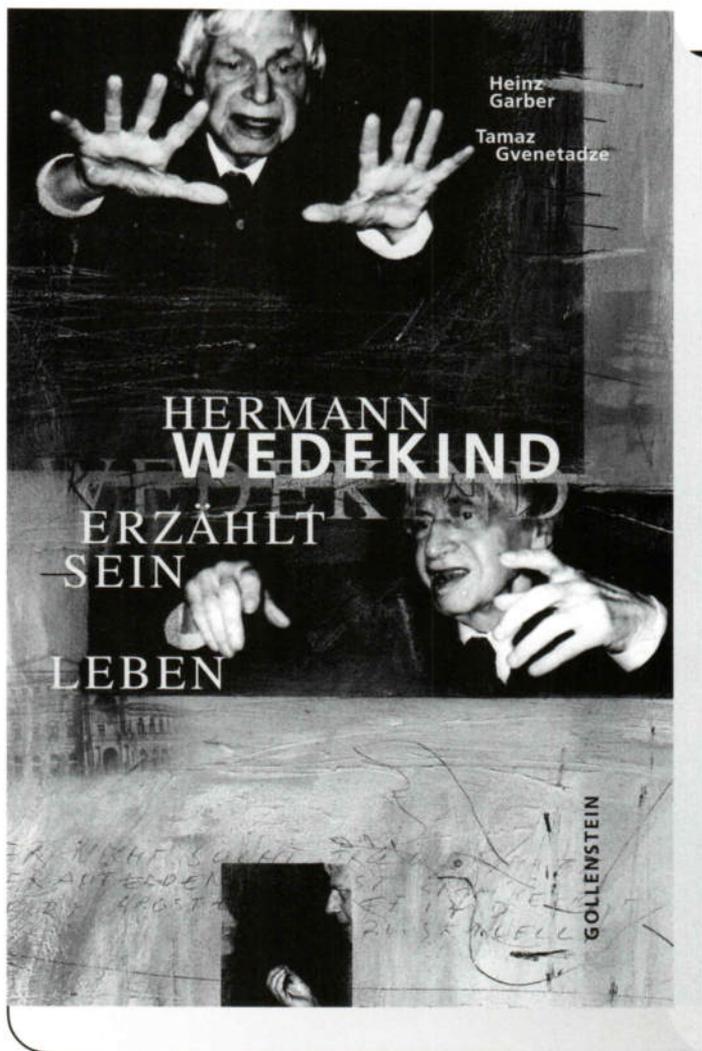
Im Roman *Tschako klack* entdeckt ein Kind die Freuden einer behüteten Kindheit und erlebt zur Zeit der Nazibesatzung in Luxemburg die Fragwürdigkeit aller kindlichen und gesellschaftlichen Vorstellungen.

„Das ist beste abendländische Humoristen- und Ironikertradition, das ist pittoresk und pikaresk in einem, das ist große erzählerische Sinfonik, aber auch brillianteste, sprachliche Kammermusik.“

Lëtzebuurger Journal

Ich wollte immer ein Pfau sein – farbig und sprunghaft wie das Leben selbst

Hermann Wedekind verkörpert in seinem Leben ein Stück Theater-Zeitgeschichte. Nazi-Diktatur und Krieg haben ihn zum militanten Friedenskämpfer gemacht.



Heinz Garber
Tamaz Gvenetadze
**Hermann Wedekind
erzählt sein Leben**

Mit zahlreichen Fotos
232 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Buchgestaltung Sonja Friedrich
Format 14,5 x 22 cm
DM 39,80/sFr. 37,-/öS 291,-
ISBN 3-930008-68-8

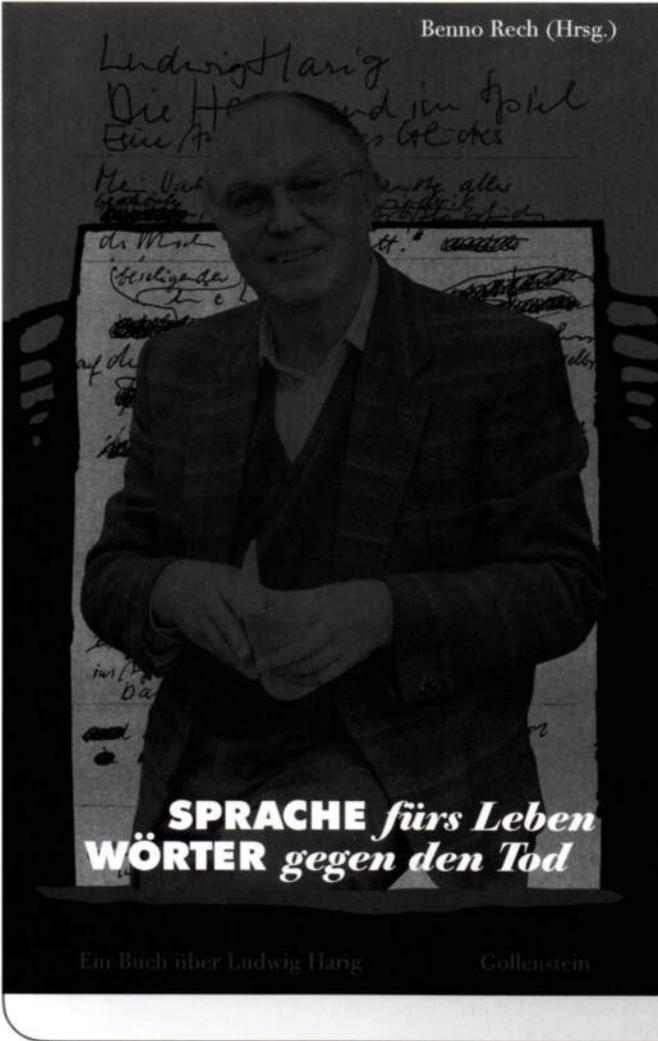
Er glaubt an das Theater als moralische Anstalt und daran, daß „Kunst keine Grenzen kennt, sondern Völker zusammenführt“. Seine große Liebe gilt Georgien; er ist Stifter der georgisch-saarländischen Partnerschaft.

Über weite Strecken folgt das Buch den von Hermann Wedekind selbst erzählten Erinnerungen. Zusammen mit den Bildern und abgedruckten Dokumenten entsteht ein im Ganzen zutreffendes Bild einer Persönlichkeit, deren Biographie von den Gegensätzen lebt: von der Kontinuität ebenso wie von den Brüchen, von der Sinnelust ebenso wie von der Frömmigkeit, von der Liebe zu den Mitmenschen ebenso wie von der Rigorosität Andersdenkenden gegenüber.

Ein Charakter, so farbig und sprunghaft wie das Leben selbst...

Ihm fällt nicht ein, mit siebzig Jahren gebückt zu gehn

Johannes Kühn



Benno Rech (Hrsg.)

„Das Buch zeigt Harig in allen Phasen seines literarischen Schaffens; als Hörspielautor, Essayist, Literaturkritiker, als Erzähler, Romanautor, Reiseschriftsteller, Übersetzer, Lyriker... Kurzum, als den Souverän der Dichtungsgattungen.“

Cathrin Elss,
Saarbrücker Zeitung

Benno Rech (Hrsg.)
Sprache fürs Leben
Wörter gegen den Tod
Ein Buch über Ludwig Harig

384 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Format 14,5 x 22 cm
DM 46,-/sFr. 42,50/öS 336,-
ISBN 3-930008-67-X

„Dreißig Autoren, Freunde und Weggefährten, gratulieren mit diesem schön gestalteten Buch dem bekanntesten saarländischer Schriftsteller. Doch statt Jubiläumshymnen anzustimmen oder in oberflächliche Lobhudeleien auszubrechen befassen sie sich in fundierten Analysen mit dem vielgestaltigen Werk Harigs. Ergänzt wird die abwechslungsreiche Sammlung durch Fotos, biographische Daten sowie durch eine umfassende Bibliographie, die das weitgefächerte Spektrum von Harigs Schreiben vor Augen führt. Der Autor selbst hat zu dem Band mit Beiträgen der gehobenen Güteklasse einige bisher unveröffentlichte Notizen aus der Provence beige-steuert.“

Georges Hausemer,
Livres - Luxemburger Tageblatt

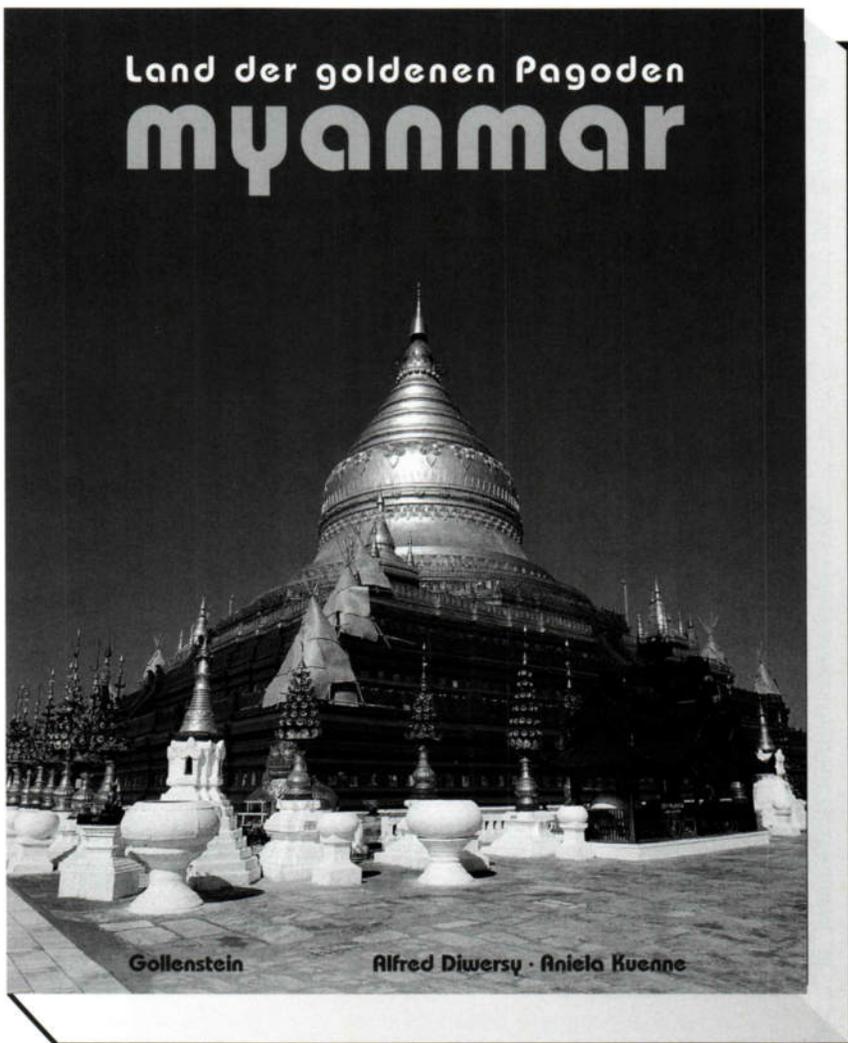
NEU BEI GOLLENSTEIN

Von vergoldeten Pagoden und alten Königsstädten

Das 75. Buch
bei Gollenstein:
Ein Bildband über
Burma.

Alfred Diwersy
Aniela Kuenne
Myanmar
**Land der goldenen
Pagoden**

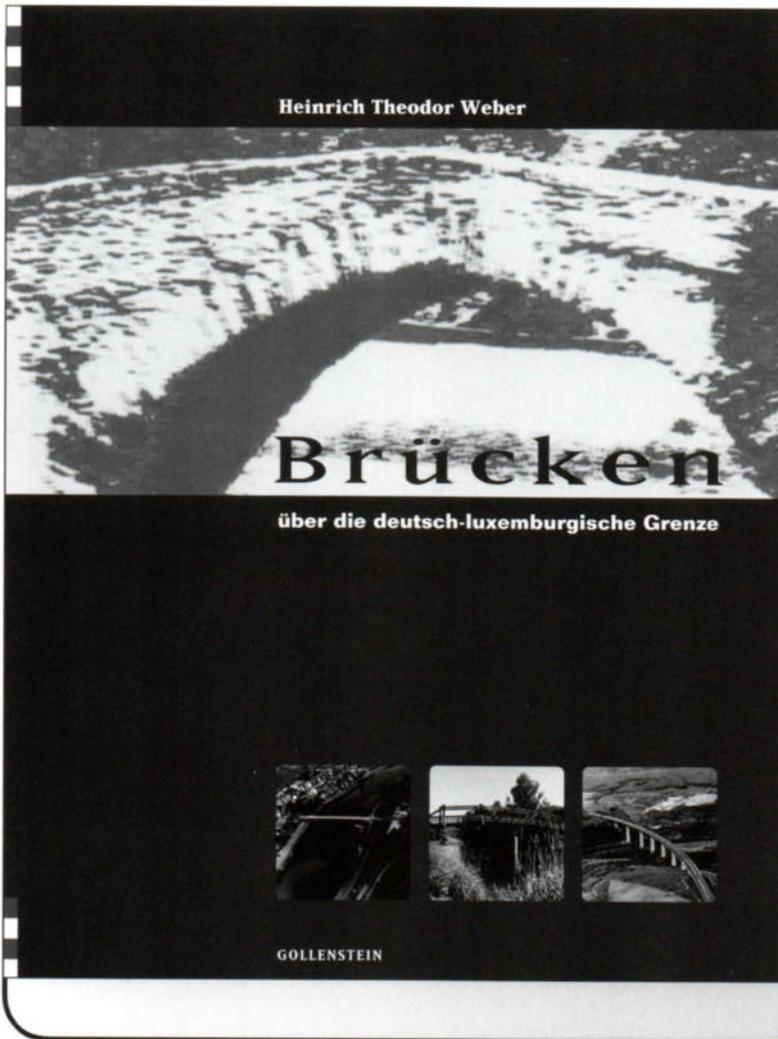
Mit einem Beitrag
von Lay Maung
Über 450 Farbaufnahmen
364 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Format 26,5 x 21,5 cm
Jubiläums- (Subskriptions-)preis
bis 31.7.98:
DM 75,-/sFr. 68,-/öS 548,-
ab 1.8.98:
DM 98,-/sFr. 89,-/öS 715,-
ISBN 3-930008-75-0



Der Bildband *Myanmar - Land der goldenen Pagoden* lädt ein zu einer Reise, die zu den wichtigsten Zentren birmanischer Geschichte und Kultur führt und zugleich mannigfaltige Eindrücke vom Leben in diesem so nachhaltig vom Buddhismus geprägten südostasiatischen Vielvölkerstaat vermittelt.

Er schließt mit seinen informativen Textbeiträgen und beeindruckenden Bildkapiteln (über 400 jüngst aufgenommene Farbbilder) eine bislang bestehende Lücke auf dem deutschsprachigen Buchmarkt.

29 Brücken über Mosel, Sauer und Our verbinden Deutschland mit Luxemburg



Interessant finde ich die Vorgehensweise des Autors: Er hat zur Erforschung der Baugeschichte dieser Brücken Zeitzeugen aufgesucht, und Kontakt mit Menschen beiderseits der Grenze aufgenommen.

Oskar Lafontaine

Heinrich Theodor Weber
**Brücken über die
deutsch-luxemburgische
Grenze**

Über 500 Fotos und Abbildungen
420 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Buchgestaltung Ralph Frien
und Markus Zender
Format 21,5 x 26,5 cm
Subskriptionspreis
bis 31.12.97:
DM 68,-/sFr. 59,-/öS 475,-
ab 1.1.98:
DM 85,-/sFr. 77,-/öS 621,-
ISBN 3-930008-61-0

„Der Verfasser versteht es, die gesammelten Fakten gleichzeitig detailliert und mit geradezu feuilletonistischer Leichtigkeit darzubieten.“

Georges Hausemer, d'Letzeburger Land

„Seit jeher helfen Brücken, Hindernisse schnell und leicht zu überwinden. Diese Feststellung betrifft zunächst einmal geographische Gegebenheiten wie Flüsse oder Täler. Indem sie Verbindungen herstellen, können solche Brücken auch zu einem Abbau mentaler Schranken zwischen Stämmen und Völkern beitragen.“

*Premierminister
Jean-Claude Juncker*

